

# biblos

Beiträge zu Buch,  
Bibliothek und Schrift

Universität Wien  
und Österreichische  
Nationalbibliothek –  
zwei traditionsreiche  
Orte des Wissens

**Biblos**

Beiträge zu Buch,  
Bibliothek und Schrift  
Herausgegeben  
von der Österreichischen  
Nationalbibliothek

**Herausgeberin**

Dr. Johanna Rachinger  
Generaldirektorin der  
Österreichischen Nationalbibliothek

**Redaktionsteam**

Alfred Schmidt (verantwortlicher  
Redakteur); Michaela Brodl, Franz  
Halas, Katrin Jilek, Bettina Kann,  
Monika Kiegler-Griensteidl, Daniela  
Lachs, Gabriele Mauthe, Solveigh  
Rumpf-Dorner

**Postanschrift**

Redaktion Biblos  
Dr. Alfred Schmidt  
Österreichische Nationalbibliothek  
Josefsplatz 1, A-1015 Wien

**Verlag**

Phoibos Verlag, Wien

**Umschlagbild**

Herzog Albrecht III. übergibt das  
Herzogskolleg, Buchmalerei um  
1400, Detail aus Cod 2765 , fol.1  
(Vgl. Bildteil Abb. 1)  
© Österreichische Nationalbibliothek

**Medieninhaberin**

Österreichische Nationalbibliothek  
A-1015 Wien, Josefsplatz 1  
Herausgeberin:  
Dr. Johanna Rachinger,  
Biblos, A-1015 Wien, Josefsplatz 1  
(Österreichische Nationalbibliothek)  
Auslieferung: Phoibos Verlag  
Anzengrubergasse 16/9  
A-1050 Wien  
Tel.: (+ 43 1) 544 03 191;  
Telefax: (+ 43 1) 544 03 199,  
e-mail: office@phoibos.at

**Bezugsbedingungen**

Jahresabonnement € 45, – (Inland,  
ohne Versandkosten): Einzelheft  
€ 25. – (Inland, ohne Versandkosten).  
Biblos erscheint halbjährlich.  
Wissenschaftliche Arbeiten in  
deutscher, englischer, französischer  
und italienischer Sprache, die noch  
nicht veröffentlicht oder einem  
anderen Publikationsorgan angebo-  
ten wurden, werden zur Veröffent-  
lichung angenommen. Der Nach-  
druck, auch in Auszügen, bedarf der  
Zustimmung der Herausgeberin bzw.  
der Redaktion. Manuskripte sind als  
Word-Dokument einzusenden.  
Der gesamte Band ist auch online  
publiziert unter:  
<http://www.onb.ac.at/biblos>

**Druck**

Printed in the EU  
Prime Rate Kft, Budapest  
© 2014 by Phoibos Verlag Wien

ISSN 0006-20222

ISBN 978-3-85161-123-6

---

## Inhalt

|  |    |
|--|----|
| <b>Elisabeth Klecker</b>   | 5  |
| <i>Universität und Hofbibliothek unter Karl VI.<br/>Kriegs- und Friedenskünste auf dem Schmuckblatt des Rektors<br/>Johann Konrad von Kramern (1724) und im Prunksaal der<br/>Österreichischen Nationalbibliothek</i>            |    |
| <b>Monika Kiegler-Griensteidl</b>  | 20 |
| <i>Übersiedlung des historischen Buchbestandes der alten<br/>Wiener Universitätsbibliothek in die Hofbibliothek im Jahre 1756.<br/>Der »Catalogus Bibliothecae Universitatis Viennensis« von<br/>Johann Joseph Locher (1775)</i> |    |
| <b>Claudia Feigl</b>   | 25 |
| <i>Sachzeugen der universitären Forschung und Lehre<br/>Die Sondersammlungen der Universität Wien</i>  |    |
| <b>Susanne Blumesberger</b>  | 40 |
| <i>Phaidra – das digitale Repository der Universität Wien<br/>als Spiegel von 650 Jahren Universitätsgeschichte</i>  |    |
| <b>Hartmut Walravens</b>   | 49 |
| <i>Franz Kühnert<br/>Eine biobibliographische Skizze nebst Kühnerts Schreiben<br/>an Joseph von Karabacek</i>  |    |
| <b>Daniela Lachs</b>   | 72 |
| <i>Universitätstalare<br/>Akademische Roben damals und heute</i>   |    |
| <b>Gabriele Pum</b>  | 80 |
| <i>Ausbildung macht uns stark!<br/>Die Kooperation der Universitätsbibliothek Wien und der<br/>Österreichischen Nationalbibliothek in der Bibliotheksausbildung</i>  |    |
| <b>Erika Sieder u. Walter Deutsch</b>  | 90 |
| <i>Abschiednehmen und Trauer im Lied<br/>Inhalt und Formen eines brauchgebundenen Singens im Angesicht<br/>eines Verstorbenen</i>  |    |

---

## Inhalt

97 Bildteil

*Historische Bilder zur Universität*  
ausgewählt von **Daniela Lachs**

110 Projektberichte aus der ÖNB

110 **Michael Hintersonleitner u. Bettina Kann**

*Volltextsuche in historischen Texten*

113 **Michaela Mayr**

*Virtuelle Auskunft als Ergänzung bibliothekarischer  
Informationsdienste*

119 Buchbesprechungen

**Erster Weltkrieg – Neuerscheinungen zum Erinnerungsjahr 2014, Teil 2 (Gabriele Mauthe)**

**V. Marcel Atze und Kyra Waldner (Hrsg.)** Unter Mitarbeit von Thomas Aigner, mit einem einleitendem Text von Peter Rosei. »Es ist Frühling, und ich lebe noch«. Eine Geschichte des ersten Weltkriegs in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis Zensieren. Wien: 2014

**Julia Freifrau Hiller von Gaertringen (Hrsg.)**, Kriegssammlungen 1914-1918. Frankfurt 2014

**Yury und Sonya Winterberg**, Kleine Hände im Großen Krieg. Kinderschicksale im Ersten Weltkrieg. Berlin 2014

135 AutorInnenverzeichnis

136 Abbildungsverzeichnis

*Kriegs- und Friedenskünste auf dem Schmuckblatt  
des Rektors Johann Konrad von Kramern (1724)  
und im Prunksaal der Österreichischen National-  
bibliothek*

Mit Hofbibliothek und Universität stehen sich in Wien zwei »Orte des Wissens« gegenüber, deren Verhältnis in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Spannungen geprägt war: Um die Präfekten Johann Benedikt Gentilotti (1672–1725) und Pio Nicolò Garelli (1670–1739) formierte sich ein Gelehrtenkreis, der europaweit vernetzt vor allem historische Interessen nach modernen wissenschaftlichen Methoden verfolgte und Ideen der Frühaufklärung verpflichtet die »universitären Geisteswissenschaften«, d.h. den Unterricht an der von Jesuiten geführten Artistenfakultät als rückständig kritisierte<sup>1</sup>. Ohne die prinzipielle Berechtigung dieses Urteils zu bezweifeln, scheint es doch mitverantwortlich dafür, dass die Epoche der Jesuitenuniversität – als wenig lohnend – zu den am schlechtesten erforschten Phasen der Wiener Universitätsgeschichte gehört. Die folgenden Bemerkungen gelten einem Berührungspunkt von Universität und Hofbibliothek in eben dieser Epoche – einem winzigen Punkt, der freilich gerade mit nicht zu klärenden Fragen und Unsicherheiten zu weiterer Forschung anregen könnte.

*Bibliothek, Poetenkolleg und der letzte gekrönte Dichter der Universität*

In seiner Huldigung für den Bauherrn zeigt Daniel Grans Deckenfresko im Kuppeloval des Prunksaals neben dem Ungarnkönig Matthias Corvinus (1443–1490) auf einem goldenen Porträtmedaillon Kaiser Maximilian I. (1459–1519) als Vorgänger der von Karl VI. bewiesenen Bücherliebe (Abb. 1). Die Hervorhebung dieses Herrschers lässt sich zwar leicht mit seiner allgemein bekannten Kunstförderung, mit Buchprojekten wie dem Theuerdank und Weißkunig, rechtfertigen, in der *Dilucida repraesentatio bibliothecae Caesareae*, dem 1737 von Salomon Kleiner und Jeremias Jakob Sedlmayr herausgebrachten Stichwerk zur neuerrichteten Hofbibliothek, wird Maximilians Präsenz in der lateinisch-deutschen Beschreibung jedoch sehr konkret begründet<sup>2</sup>:

*»Nonnulli Genii gloriosissimos IMPERATORES nostri serenissimi maiores e monetis atque monumentis eruere contendunt, ut et horum in hanc librorum collectionem merita annalibus inserantur. Nominatim MAXIMILIANI I IMP. effigies a duobus Geniis in nummo maiore veneranda exponitur, qui codices errantes iam a. MCCCXCV congregare, haud temnendo labore, instituit.*

*Verschiedene Genii beschäftigen sich die Glorwürdigsten Vorfahren S.K.M. in Münzen und Denkmalen auf und herfür zu suchen / damit auch ihre Verdienste gegen die hiesige Bibliothec denen Geschichten möchten einverleibet werden. Besonders bringen zween Genii des K. Maximilians des I Bildniß auf einem Medaillon herfür / weil er A. 1495 einen wichtigen Anfang zu dieser Hof=Bibliothec gemachet hat.«*



Abb. 1: Maximilian I. als Vorläufer des Bauherrn Karl VI.;  
Daniel Gran, Kuppelfresko im Prunksaal der ÖNB  
(Foto Martin Mádl, Prag)

Fragt man nach der Quelle für diese Angabe, so ist man zunächst auf Peter Lambecks (1628–1680) monumentales Werk verwiesen: Im ersten Band seiner *Commentarii* skizziert Lambeck die Entwicklung der Hofbibliothek, wobei er Maximilian – im Gefolge einer Art »Bildungsoffensive« auf dem Reichstag zu Worms 1495 – die entscheidende Initiative zur Zusammenführung und Ordnung des habsburgischen Bücherbesitzes zuschreibt<sup>3</sup>.

*»Praecipua deinceps cura Ipsius fuit, ut manuscriptorum codicum libraria suppellex, inde ab imp. Rudolpho I, cum a ceteris vel imperatoribus vel archiducibus Austriacis, tum praecipue a Patre Friderico Aeneae Sylvii potissimum et Georgii Purbachii adminiculo collecta, et qui post inventionem typographiae, et expugnationem Constantinopoleos, vel Graeci vel Latini libri, tam impressi quam manuscripti accessissent, in formam justae Bibliothecae redigeretur. Qua quidem in re opera*

*praecipue usus est viri clarissimi Conradi Celtis, primi inter Germanos ab Imp. Friderico, qui tertius vulgo cognominatur, poetica laurea donati ...*«

(Hierauf war es sein vorrangiges Anliegen, den Buchbestand an Handschriften, der schon seit Kaiser Rudolf I., von allen übrigen Kaisern und Erzherzogen aus dem Haus Österreich, besonders aber von seinem Vater Friedrich mit Unterstützung von Aeneas Sylvius (sc. Piccolomini) und Georg Peuerbach gesammelt worden war, sowie die Bücher, die nach der Erfindung der Druckkunst und nach der Eroberung Konstantinopels in griechischer und lateinischer Sprache, gedruckt wie handschriftlich, hinzugekommen waren, in die Form einer ordentlichen Bibliothek zu bringen. Dabei bediente er sich der Arbeitskraft des berühmten Conrad Celtis, des ersten, der unter den Deutschen von Kaiser Friedrich (gewöhnlich als III. bezeichnet) mit dem Dichterlorbeer ausgezeichnet worden war.)

Die Tätigkeit des Conrad Celtis illustriert Lambeck mit dem 1501 von Maximilian in Bozen ausgestellten Gründungsprivileg des *Collegium poetarum*, das die humanistischen Studien unter Celtis' Leitung an der Universität Wien institutionell verankern sollte und den Studenten als Anreiz die Dichterkrönung in Aussicht stellen durfte. Die eigentliche Quelle für Celtis als »Hof-Bibliothekar« ist jedoch eine Art Rechenschaftsbericht, den er 1505 der Publikation eines Festspiels aus Anlass von Maximilians Sieg im Bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg (*Rapsodia*) beigab<sup>4</sup>: Hier berichtet er von einem zwiefachen Auftrag Maximilians, einerseits die römische Beredsamkeit und antike Philosophie in Wien einzuführen und andererseits die habsburgische Büchersammlung zu ordnen.

Während durch Lambeck die Erinnerung an Maximilians angebliche »Gründung« einer Hofbibliothek in Wien wachgehalten wurde, war der universitären Manifestation kaiserlicher Bildungsförderung, dem *Collegium poetarum*, wenig Nachhall beschieden: In welcher Form das Poetenkolleg nach Celtis und schließlich Maximilians Tod (1508 bzw. 1519) weiterbestand, ist nicht geklärt<sup>5</sup>. 1558 und 1560 wurden an der Universität zwar Dichterkrönungen veranstaltet, es etablierte sich jedoch keine feste Tradition. Schließlich beanspruchte das Jesuitengymnasium Geltung als Rechtsnachfolger; eine in dieser Hinsicht programmatische Schrift erschien 1638: Die Poetikklasse ist auf dem Titelblatt als *Poesis Viennensis quinta olim facultas academica* bezeichnet, die Schrift selbst schildert, wie die aus dem Jenseits erscheinenden *poetae laureati* Maximilians die Erneuerung der Lorbeerkrönung (in Gestalt einer akademischen *laureatio* im Jesuitengymnasium) sanktionieren (Abb. 2)<sup>6</sup>.

In der Tat war der Unterricht in den Humaniora letztlich in dieser »Unterstufe der Artistenfakultät« aufgegangen, Graduierungen konnten als *laureationes* bezeichnet werden, Dichterkrönungen einzelner fanden jedoch nicht mehr statt. Erst im Jahr 1724 besann man sich an der Universität auf das dem Conrad Celtis und seinen Nachfolgern von Maximilian verliehene Recht: Am 29. Juli wurde Franz Karl Pankl aus Szolnok (gest. 1765) vom Dekan der Artistenfakultät Ignaz Choler SJ (1684–1750) gekrönt – er sollte als letzter *poeta laureatus* in die Geschichte der Wiener Universität eingehen<sup>7</sup>. In einer Gedichtsammlung, die Pankl aus diesem Anlass erscheinen ließ (Abb. 3), richtet er poetische Adressen an sämtliche Funktionsträger der Universität, an erster Stelle an den amtierenden Rektor Johann Konrad von Kramern. Kramern verzeichnete denn auch die Krönung als besonderes Ereignis seines Rektorats in der Matrikel (Archiv der Universität, cod. M 9, fol. 107<sup>v</sup>)<sup>8</sup>:

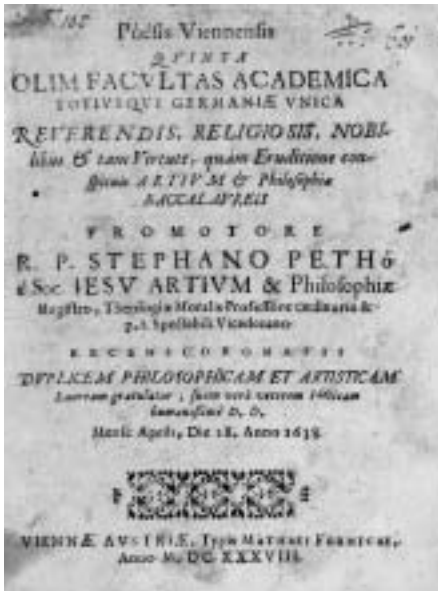


Abb. 2: Gratulationsschrift des Jesuitengymnasiums als Nachfolger des collegium poetarum (ÖNB 20.T.105)

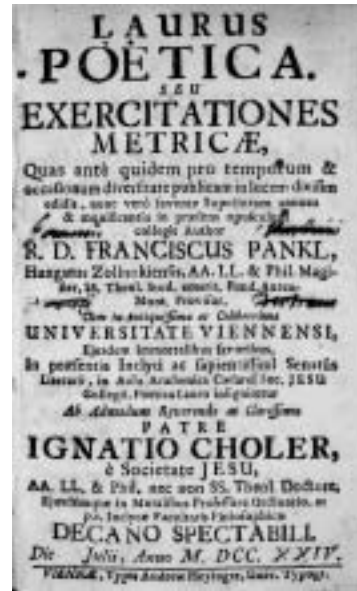


Abb. 3: Franz Pankl, Publikation zur Dichterkrönung an der Universität 1724 (Wien, Universitätsbibliothek I 245.632)

»Hisc coronidem addit actus publicus, quo ex jure ac potestate a binis invictissimis caesaribus Maximiliano et Ferdinando primis antiquissimae huic universitati concessa, per admodum reverendum P. Ignatium Choler SJ, pro tempore facultatis philosophicae decanum, rev. dom. Franciscus Pankl art. liberalium et phil. mag., sacrosanctae theol. stud. absolutus in poetam laureatum die 29. Julii creabatur ac renunciabatur, exemplo ab annis hactenus 166 intermisso.«

(Den krönenden Abschluss dieser Ereignisse bildet der öffentliche akademische Akt, in dem aufgrund der von zwei unbesiegbaren Kaisern Maximilian und Ferdinand I. dieser uralten Universität zugestandenen Rechtsvollmacht der hochwürdige Herr Franz Pankl, Magister der freien Künste und der Philosophie, Absolvent des Studiums der hochheiligen Theologie, am 29. Juli zum poeta laureatus erklärt wurde, nach einem seit 166 Jahren unterbliebenen Vorgang.)

#### Herrscherlob und universitäre Selbstdarstellung in der Rektoratsmatrikel

Neben derartigen chronikalischen Einträgen, wie sie im 18. Jahrhundert üblich wurden, stand dem Rektor in der Haupt- bzw. Rektoratsmatrikel eine weitere Möglichkeit offen, Universitätsgeschichte zu schreiben (und dabei für seine eigene memoria zu sorgen): Ende des 17. Jahrhunderts etablierte sich der Brauch, dass der im Jahresturnus wechselnde, von den Nationsprokuratoren gewählte Rektor den Einträgen seines Rektorats ein Schmuckblatt vorausschickte, das mit der Nennung seines Namens und des Amtsjahres die folgende Liste der immatrikulierten Studenten ankündigte. Die dekorative Ausgestaltung kann sich auf Kalligraphie, etwa in Goldschrift, beschränken, das Wappen des Rektors zeigen, aber auch komplexere Bildprogramme präsentieren, die dann oft dem Lan-



desfürsten als dem Nachfahren des Stifters huldigen. Mehrere Blätter sind von namhaften Künstlern (Anton Ospel; Carlo Beduzzi; Franz Rosenstingl) signiert<sup>9</sup>. Da die Jahresangabe gerne chronogrammatisch unter Bezug auf besondere (politische) Ereignisse des Amtsjahres gegeben wird, diese aber auch im Bild festgehalten sein können, dürfte die Anfertigung zu Ende der Amtsperiode erfolgt sein.

Die Öffentlichkeit und damit der Wirkungsradius der Blätter und ihres Aussagegehalts ist schwer zu bestimmen: Die Matrikel war ein inneruniversitäres Dokument und der erste unmittelbare Rezipient war wohl der Amtsnachfolger; angesichts der gesellschaftlichen Position vieler Rektoren – u.a. die Äbte von Göttweig und Melk, Gottfried Bessel (1726/27) und Adrian Plieml/Blümel (1742/43)<sup>10</sup> – ist das erreichte Publikum jedoch schon damit nicht zu unterschätzen.

Für den genannten Johann Konrad von Kramern bedeutete die Wahl vom 30. Nov. 1723 bereits das zweite Rektorat (1720 war er für den im Amt verstorbenen Johann Bertrand von Meieren substituiert worden), und er ließ für diese Amtsperiode ein Schmuckblatt anfertigen. Das unsignierte Blatt (Archiv der Universität, cod. M 9, fol. 99<sup>r</sup>; Abb. 4a-c)<sup>11</sup> zeigt im unteren Bildteil eine triumphbogenartige Architektur, über der auf einem Podest ein von Siegespalmen gerahmtes Porträtmedaillon Karls VI. im Brustpanzer den oberen Teil dominiert. Es wird von einem Adler auf der Weltkugel – gemeint ist wohl Karls *symbolum proprium*, der



Abb. 4a: Schmuckblatt des Rektors Johann Konrad von Kramern 1724 aus der Hauptmatrikel der Universität Wien (Wien, Archiv der Universität, Cod. M 9, fol. 99<sup>r</sup>)



Abb. 4bc: Details



Abb. 5: *Ex utroque rex*, Emblem nach Gabriele Simeoni *Ex utroque Caesar aus Regiae virtutis et felicitatis XII symbola*. Dillingen 1636 (ÖNB 74.G.42)

wolkenumkränzte Erdball – getragen und von einem an Schnüren aufgespannten Baldachin überfangen. Die Bogenöffnung dient als Schriftfeld für die universitären Daten, die Felder zwischen den Säulen lassen sich als Relief- oder Stuckkartuschen betrachten, in denen an Bändern links Kriegssymbole (Kürass, Schilde, Säbel, Kurzsword, Hellebarde), rechts Studium und Literatur bezeichnende Utensilien (Bücher, Schriftrolle, Feder, Tintenfass) arrangiert sind. Das Blatt visualisiert damit die für den Herrscher notwendige Verbindung von Kriegs- und Friedenskünsten, wie sie in der frühen Neuzeit gerne in die Fügungen *arma et litterae* (»Waffen und Wissenschaften«) oder emblematisch *ex utroque Caesar* (»Kaiser auf der Basis von beidem«, nämlich den ihm in der zugehörigen Darstellung in die Hände gegebenen Attributen Schwert und Buch; Abb. 5) gefasst wird<sup>12</sup>. Die Komposition bringt dabei aber nicht zuletzt den Anspruch der Universität zum Ausdruck, mit der an ihr vermittelten Bildung eine militärischen Leistungen gleichwertige Stütze der Herrschaft zu sein und die Voraussetzung für Triumphe und Erhöhung des Herrschers zu schaffen.

Ist es Zufall, dass ein so programmatisches Blatt gerade für das Jahr der Wiederaufnahme der Dichterkrönung in Auftrag gegeben wurde, als man versuchte, an eine einzigartige Institution der Wiener Universität anzuschließen, die ein Herrscher begründet hatte, der für seine militärischen Erfolge ebenso berühmt war wie für sein Streben nach literarischem Nachruhm?

### *Pallas Athene, Apoll und Hercules Musagetes*

Dass ein Herrscher durch seine kriegerischen Erfolge die Entfaltung der Friedenskünste sichert, ist fester Bestandteil des frühneuzeitlichen Herrscherideals, für das sich Kaiser Augustus und die Blüte der römischen Literatur während seiner Regierung als unumstrittenes klassisches Modell heranziehen ließen<sup>13</sup>. Unter Karl VI. ist es freilich nicht die Universität, sondern die Hofbibliothek, die als Konkretisierung eben dieses Herrscherideals gilt: Der Saal ist durch das Programm der Deckenfresken in einen Kriegs- und Friedensflügel gegliedert, denen die Darstellung von Kriegs- und Friedenskünsten in der »Schule von Athen« sowie in einzelnen Medaillons zugeordnet ist<sup>14</sup> – ein Programm, das entsprechend in dem schon zitierten Prachtwerk der *Dilucida repraesentatio* erläutert wird. Die Gegensätze von Krieg und Frieden finden zusammen in der Person des Kaisers, dessen Standbild als *Hercules Musarum* das Zentrum des Saales bildet.

Doch schon der Eingang, wie er sich noch heute bietet und zur Zeit Karls VI. von der Antecamera aus in den Saal führte (Abb. 6), kündigt dieses Programm an – und ein Vergleich mit dem Schmuckblatt aus der Rektoratsmatrikel drängt sich auf. Das Portal wird flankiert von zwei Stuckbändern, die vom Eintretenden aus gesehen (auf den ersten Blick) rechts Symbole des Kriegs, links der schönen Künste zeigen: Durch das Medusenhaupt auf dem Schild, die Sphinx als Helmzier und wohl auch die sich um den Speer windende Erichthonios(?)-Schlange sind die Waffen als die der Pallas Athene zu identifizieren, Lorbeerkranz und Lyra vor einem mit Pfeilen gefüllten Köcher sowie einem entspannten Bogen weisen dagegen auf den Bogenschützen und Leierspieler Apoll. Es sind also zwei antike Gottheiten bezeichnet, die die Gegensätze Krieg und Weisheit bzw. Kunst in sich vereinen, somit eine Doppelrolle erfüllen, wie sie auch Herkules – dem Bezwiner von Ungeheuern und Zivilisationsbringer bzw. Musenführer (*Musagetes*) – als bekannte(re)m (und im Saal selbst präsenten) Identifikationsmodell für Karl VI. eignet.

Dieser komplexen mythologischen Verbildlichung des Leitgedankens *arte et Marte* – quasi komplementär tritt ja bei Athenes Attributen der Aspekt Krieg, bei Apoll die Musik in den Vordergrund – steht in der Matrikel die explizite Darstellung des Kriegs durch Waffen und der *litterae* durch Trägermedien und Schreibgerät gegenüber. Trotz dieser anderen Akzentuierung scheint die Nähe dennoch bemerkenswert – wobei die frühe Datierung des Rektorsblattes, 1724, lange vor der Innenausstattung der Hofbibliothek, festzuhalten ist.

### *Der Concettist an der Universität*

In größerer Prägnanz als in der publizierten *Dilucida repraesentatio* erscheint das Motto des Prunksaals in einer handschriftlichen Beschreibung des Deckenfreskos, die in Cod. 7853 der Österreichischen Nationalbibliothek enthalten ist<sup>15</sup>. Zum Adler, der das zentrale Porträtmedaillon Karls VI. trägt, heißt es dort in den schon zitierten emblematischen Formulierungen (fol. 29<sup>r</sup>):

»Damit diser Königs-Vogl darthue, daß er seinen *arte et marte ex utroque Caesarem* unterstützend bediene, führet er in einer Klauen den Donner-Keule, in der andern den *caduceum Mercurii*.«



Abb. 6: Eingang zum Prunksaal der ÖNB

Cod. 7853 bietet unter dem Titel *Verschiedene Erfindungen hieroglyphisch-historisch- und poetischer Gedancken* interpretierende Beschreibungen der Bildprogramme höchstrangiger kaiserlicher Bauten (neben der an erster Stelle stehenden Hofbibliothek u. a. der Deckenfresken von Karlskirche und Reichskanzlei), als Autor nennt sich Conrad Adolph von Albrecht (1681–1751)<sup>16</sup>, der auch in der *Dilucida repraesentatio* als Erfinder des Freskenprogramms angegeben wird. Die mit Federzeichnungen ausgestattete Handschrift ist in Hinblick auf eine Publikation angelegt, die als illustriertes Prachtwerk die kaiserliche Baupolitik würdigen, aber auch Albrechts eigenen ideellen Anteil daran ins rechte Licht setzen sollte, d. h. seinen Anspruch, an der kaiserlichen »Bildpropaganda« mitgewirkt zu haben.

Conrad Adolph von Albrecht war Besitzer einer in Reiseberichten bzw. Wienführern (etwa Franz Ernest Brückmanns *Epistola itineraria XXXVI. sistens Musea Viennensia*) erwähnten Kunstsammlung, er galt den Zeitgenossen als »sonderlich in antiquitatibus grundgeschickt«<sup>17</sup> und wurde aufgrund von »schönen Gebäu-Einfällen«<sup>18</sup> geschätzt, d. h. Ideen, wie historisch-antiquarische Kenntnisse bei der dekorativen Ausgestaltung das Image des Bauherrn fördern konnten. Vom hohen Adel dürfte er als Berater in Geschmacksfragen herangezogen worden sein, so fungierte er etwa für Graf Johann Adam von Questenberg (1682–1752) als Agent in Kunst-sachen, hatte aber auch Anteil am regen Musikleben auf dessen mährischem Schloss Jaroměřice nad Rokytnou<sup>19</sup>.

Eine Ausbildung, die mit lateinischer Sprachkompetenz sowie Basiswissen in antiker Geschichte und Mythologie, aber auch habsburgischer Herrschaftsideologie (etwa in Gestalt der unten genannten Promotions-schrift) grundlegende Kenntnisse für seine spätere Tätigkeit vermittelte, konnte Conrad Adolph an der Wiener Universität erwerben. Gemeinsam

mit seinem Bruder (Johann) Ferdinand Joseph besuchte er das Jesuitengymnasium, das als Unterstufe der artistischen Fakultät geführt wurde: Am 30. 11. 1688 ist Conradus Adolphus ab Albrechtsburg<sup>20</sup> für das Studienjahr 1688/89 als *parvulus* in die Matrikel eingetragen<sup>21</sup>. Die Namen der Brüder erscheinen in der Folge in den Routinepublikationen der Jesuitenuniversität – vom Klassenlehrer verfassten bzw. redigierten Gratulationen, die den *neo-baccalauri* bzw. *neo-magistri* offiziell von den Schülern der Poetik- und Rhetorikklasse überreicht wurden: Im Jahr 1696 sind sie für eine Erziehungssatire (*Orationes Philippicae, in quibus parentum filiorumque huius saeculi perversi mores perstringuntur* »Philippische Reden, in denen die heutigen verdorbenen Sitten von Eltern und Kindern getadelt werden«) in der Liste der Widmenden vertreten<sup>22</sup>; 1699 stehen sie selbst als Widmungsträger auf dem Titelblatt einer apologetischen Geschichte des Hauses Habsburg (*Phosphori austriaci sive compendiosae historiae de augustissimae domus Austriacae origine, magnitudine et potentia libri duo* »Österreichischer Morgenstern oder kurzgefasste Geschichte von Ursprung, Größe und Macht des Erzhauses Österreich«; Abb. 7)<sup>23</sup>. Darüberhinaus enthalten Exemplare von Ignaz Theodor Bonannos *Calendarium academicum* eine von Ferdinand von Albrecht unterzeichnete Widmungsvorrede an Ferdinand Bonaventura von Harrach (Abb. 8)<sup>24</sup>; sie wurden von ihm, wie das Titelblatt vermerkt, 1693 am Tag der hl. Katharina von Alexandria, der Patronin der Artistenfakultät, verteilt, als er die übliche Festrede zu halten hatte. Auch Verbindungen zu Persönlichkeiten, die universitäre Ämter bekleideten, lassen sich in der Familie von Albrecht nachweisen: Paul Christoph von Schlüttern, der 1711/12 in seiner Funktion als Rektor den neugekrönten Kaiser bei seiner Rückkehr nach Wien im Namen der Universität begrüßte, ist 1704 als Trauzeuge bei der Hochzeit von Albrechts Schwester mit Adam Tschiderer von Gleifheim eingetragen<sup>25</sup>.

Die Jahre 1723/24 dürften für Albrechts Karriere, für seine Mitarbeit an Hofbauten von entscheidender Bedeutung gewesen sein, jedenfalls eine Phase, in der er sich besonders um die Gunst des Kaisers bemühte: Er entwarf zur böhmischen Krönung des Kaiserpaares (bei der er auch persönlich anwesend war) im Herbst 1723 Medaillen, machte dem Kaiser Gemmen zum Geschenk und ließ sie in einer ihm gewidmeten aufwendigen Stichpublikation dokumentieren, für deren überregionale Wahrnehmung durch Annoncierung in Zeitschriften wie der *Europäischen Fama* und den *Nova litteraria* gesorgt wurde. Der Erfolg blieb nicht aus: Albrecht wurde 1726 in die engere Wahl für die Nachfolge des Ende 1725 verstorbenen Antiquitäten- und Medailleninspektors Carl Gustav Heraeus (1671–1725) gezogen und gehörte einer Kommission zur Neuordnung der kaiserlichen Medaillensammlung an<sup>27</sup>.

Auch wenn man der Nachricht der *Dilucida repraesentatio*, Albrecht habe das Konzept für das Deckenfresko der Hofbibliothek bereits lange vor Baubeginn eronnen, nicht unbedingt Glauben schenken wird, mag er doch in einer Anfangsphase seiner Einbindung in kaiserliche Bauprojekte nach Inspirationsquellen Ausschau gehalten haben und grundsätzlich Interesse an Bilderfindungen, wie etwa dem Schmuckblatt des Rektors von Kramern, gehabt haben. Ob er dieses kennen konnte, es über ihn anregend auf die Gestaltung des Bibliothekseingangs wirkte, wird sich freilich kaum entscheiden lassen. Unter seinen in cod. 7853 festgehaltenen »Erfindungen« hat Albrecht den Eingang in die Bibliothek nicht eigens





Abb. 7: Conrad Adolph und Ferdinand Joseph von Albrecht gewidmete Promotionsgratulation *Phosphorus Austriacus*, Wien 1699 (ÖNB BE.6.X.54)



Abb. 8: Titelblatt des *Calendarium academicum* mit Nennung des Ferdinand Joseph von Albrecht (Wien, Universitätsbibliothek I 224.312)



Abb. 9: Widmungsblatt aus: Conrad Adolph von Albrecht, *Verschiedene Erfindungen* (ÖNB, Cod. 7853, fol. 7<sup>v</sup>)

behandelt, doch werden die Stuckdekorationen des Eingangs (entsprechend der Ausführung) als Rahmenelemente einer Widmung verwendet (Abb. 9), die den Kaiser in Form einer römischen Weiheinschrift u.a. als *pacificator* (»Friedensbringer«) feiert.

*Litterae quibus imperia fulciuntur*

In dem bereits für die »Bibliotheksgründung« zitierten Begleitbrief zur *Rapsodia* rühmt Conrad Celtis an Maximilian, dass er trotz Inanspruchnahme durch militärische Auseinandersetzungen für Bildung und Literatur Sorge trage – um freilich gleich hinzuzusetzen, dass die *litterae* die Stütze jeglicher Herrschaft darstellten (*quod [...] de litteris, quibus imperia fulciuntur, inter tantos etiam Germaniae motus curam haberes*), die Förderung also im eigenen Interesse des Herrschers liege. In diesem Sinn wird das Thema von Literaten und Vertretern von Bildungsinstitutionen durch die Jahrhunderte angeschlagen. Auch die von der Universität Wien unter Rektor Christoph von Schlütern zur Kaiserkrönung Karls VI. publizierte Festschrift, die die Sorge der göttlichen Vorsehung um das Haus Habsburg zum Thema hat<sup>28</sup>, schließt mit einem Kapitel über die Förderung von Bildungsinstitutionen durch Habsburgerherrscher, d.h. sie versucht, den neuen Kaiser und Landesfürst auf eine »Linie« seiner Vorfahren einzuschwören.

Als ein eigenes Gebäude für die kaiserliche Büchersammlung errichtet wurde, ist es daher nicht überraschend, dass Angehörige der Wiener Universität bzw. der Artistenfakultät zu den eifrigsten Lobrednern des Bibliotheksneubaus gehörten: Noch vor der endgültigen Fertigstellung, aber durchaus vom Bauprojekt veranlasst, ließ Ignaz Greiner SJ (1698–1755) 1729 eine historisch-bibliothekswissenschaftliche Abhandlung erscheinen, die die habsburgische Büchersammlung in die Nachfolge antiker Büchersammlungen stellt: *Bibliothecae veterum deperditae in Augusta Vindobonensi Caesarea instauratae* (»Die Wiedergeburt verlorener Bibliotheken der Antike in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien«). Die Bibliothek fand Aufnahme in ein umfassendes Prosawerk über die Bautätigkeit Karls VI., das 1733 den neo-doctores der Philosophie als Festgabe von der Rhetorikklasse überreicht wurde (*Augusta Carolinae virtutis monumenta* »Erhabene Monumente der Tugend Karls VI.«)<sup>30</sup>, und schließlich erscheint sie in einer posthumen Gesamtwürdigung seiner Regierung – die 1741 als Festgabe für die *neo-baccalauri* verteilt wurde – ebenbürtig neben seinen Türkensiegen<sup>31</sup>. Auch der gekrönte Dichter des Jahres 1724, Franz Karl Pankl, beteiligte sich zumindest mit einem Epigramm am allgemeinen Beifall<sup>32</sup>. Derartige literarische Huldigungen sind jedoch nicht als Panegyrik ohne Eigeninteressen der Verfasser zu lesen: Sie verwiesen auf die Wechselseitigkeit der Beziehung von Herrscher und Literat und sollten die Aufmerksamkeit auch auf die eigene Bildungsinstitution lenken, die eben durch ihre Lehrtätigkeit zu adäquatem Lob der kaiserlichen Bautätigkeit im Dienst der *litterae* befähigte. Es ist offenkundig, dass man so an der sich im Bibliotheksbau manifestierenden kaiserlichen Bildungsförderung partizipieren wollte.

Möglicherweise gab der Bibliotheksbau aber bereits in statu nascendi an der Universität den Anstoß, die Bedeutung auch der universitären *litterae* zu demonstrieren: Mit der Realisierung des Bauprojekts könnte Maximilians Doppelrolle als Förderer von Bibliothek und Universität,



wie sie in Lambecks Standardwerk nachzulesen war, wieder verstärkt ins Bewusstsein getreten sein, zumal 1724 Sebastian Mitterdorfers SJ (1686–1743) Fortsetzung der von Friedrich Tilmeiz (1691–1730)<sup>33</sup> begonnenen Universitätsgeschichte erschien, der zweite Band des *Conspectus historiae universitatis Viennensis*, der die Jahre 1465–1565, also gerade auch die Epoche des Humanismus bzw. Maximilians behandelt, selbstverständlich auf das *Collegium poetarum* eingeht und dessen Gründungsurkunde zitiert<sup>34</sup>. Sucht man nach einem Motiv für den Versuch, das Recht der Dichterkrönung nach einer Unterbrechung von 166 Jahren zu reaktivieren<sup>35</sup>, so könnte es sich wohl um einen Akt der Selbstbehauptung gehandelt haben, eine Erinnerung an einen einstigen kaiserlichen Gnadenerweis, der an der Universität Wien eine »Vorzeiginstitution« moderner Bildung geschaffen hatte. Sollte eine derartige Intention bestanden haben, war ihr jedenfalls kein durchschlagender Erfolg beschieden – bestenfalls könnte die daraus hervorgegangene Visualisierung der Gleichwertigkeit von *arma* und *litterae* für den kaiserlichen Schutzherrn, wie sie sich auf dem Rektorsblatt des Johann Christoph von Kramern findet, als anregende Vorstufe für ein Dekorationselement der Hofbibliothek gedient haben.

<sup>1</sup> St. Benz, Die Hofbibliothek zu Wien als Ort des Wissens. In: M. Scheutz, W. Schmale, D. Stefanová (Hrsg.), *Orte des Wissens*. Bochum 2004 (Jahrbuch der österreichischen Gesellschaft für die Erforschung des 18. Jahrhunderts 18/19), 15–48.

<sup>2</sup> Dilucida Repraesentatio magnificae et sumptuosae Bibliothecae Caesareae, Wien: Ghelen 1737, 5; *Eigentliche Vorstellung der vortreflichen und kostbaren kaiserlichen Bibliothec*. Hg. u. komm. v. W. Buchowiecki, Graz 1967 (Wienerisches Welttheater 1).

<sup>3</sup> Commentariorum De Augustissima Bibliotheca Caesarea Vindobonensi Liber primus. Vindobonae: typis Matthaei Cosmerovii 1665, 31.

<sup>4</sup> E. Trenkler, Die Frühzeit der Hofbibliothek (1368–1519). In: J. Stummvoll (Hg.), *Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek. Erster Teil: Die Hofbibliothek (1368–1922)*. Wien 1968

(Museion N.F. II 3,1), 1-58; hier 25f. Abb. 8: Celtis Widmungsbrief der Rhapsodia von 1505.

<sup>5</sup> K. Mühlberger, Poetenkolleg und Dichterkrönung in Wien. In: R. A. Müller †, bearb. von H.-Chr. Liess, R. vom Bruch (Hgg.), *Bilder – Daten – Promotionen. Studien zum Promotionswesen an deutschen Universitäten der frühen Neuzeit*. Stuttgart 2007 (Pallas Athene 24), 84–119; F. Graf-Stuhlhofer, Das Weiterbestehen des Wiener Poetenkollegs nach dem Tod Konrad Celtis' 1508. Eine humanistische Pioniereinrichtung und ihr Wirkungsumfeld. *Zeitschrift für Historische Forschung* 26 (1999) 393–407; ders., Lateinische Dichterschule. Das Collegium poetarum des Konrad Celtis von 1501 bis 1537. *Grazer Beiträge* 22 (1998) 211–214.

<sup>6</sup> Poesis Viennensis quinta olim facultas academica totiusque Germaniae unica [...] artium et philosophiae baccalaureis [...] duplicem philosophicam et artisticam

lauream gratulatur [...]. Vienna Austriae: typis Mathaei Formicae 1638. Vgl. E. Klecker, Neulatein an der Universität Wien. Ein Forschungsdesiderat. In: Christian Gastgeber, Elisabeth Klecker (Hgg.), *Neulatein an der Universität Wien*. Wien 2008 (Singularia Vindobonensia 1), 11–88; hier 59f.

<sup>7</sup> J. L. Flood, *Poets Laureate in the Holy Roman Empire*. A Bio-bibliographical Handbook. Berlin 2006, Bd. 3, 1461f.

<sup>8</sup> *Die Matrikel der Universität Wien: 1715/16–1745/46*. Hg. von K. Mühlberger. Wien, Köln, Weimar 2011 (<https://fedora.e-book.fwf.ac.at/fedora/get/o:213/bdef:Asset/view>), 60 (fol. 107v).

<sup>9</sup> F. Gall, Die Matrikel der Universität Wien und ihr bildlicher Schmuck. *Akademischer Almanach* 1962/63, 31–35; Mühlberger (Anm. 8), Anm. 31

<sup>10</sup> Vgl. die Übersicht bei Mühlberger (Anm. 8), XXXII–XXXIII.

<sup>11</sup> Eine knappe Beschreibung bei Mühlberger (Anm. 8), 55 Anm. 2.

<sup>12</sup> A. Henkel / A. Schöne, *Emblemata, Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*. Taschenausg. Stuttgart [u.a.] 1996, 1739 bzw. 1503.

<sup>13</sup> A. Buck, *Arma et litterae – Waffen und Bildung. Zur Geschichte eines Topos*. Frankfurt a. Main 1992 (Sitzungsberichte der Wissenschaftlichen Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität 28,3); C. Brink, *Arte et Marte. Kriegskunst und Kunstliebe im Herrscherbild des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien*. München, Berlin 2000. Für Karl VI.: F. Matsche, *Die Kunst im Dienst der Staatsidee Kaiser Karls VI. Ikonographie, Ikonologie und Programmatik des »Kaiserstils«*. Berlin, New York 1981 (Beiträge zur Kunstgeschichte 16).

<sup>14</sup> Sekundärliteratur zum Prunksaal kann hier nur exemplarisch zitiert werden: W. Buchowiecki, *Der Barockbau der ehemaligen Hofbibliothek in Wien, ein Werk J. B. Fischers von Erlach*. Beiträge zur Geschichte des Prunksaales der Österreichischen Nationalbibliothek. Wien 1957. F. Matsche, *Die Hofbibliothek in Wien als Denkmal kaiserlicher Kulturpolitik*. In: C.-P. Warncke (Hg.), *Ikonographie der Bibliotheken*. Wiesbaden 1992 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 17), 199–233. W. Telesko, *Die Deckenmalereien im »Prunksaal« der Wiener Nationalbibliothek und ihr Verhältnis zum »Albrechtscodex«* (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 7853). Idee und Ausführung in der bildenden Kunst unter Kaiser Karl VI. *Ars. Journal of the Institute of Art History of Slovak Academy of Sciences* 43 (2010) Nr. 2, 137–153.

<sup>15</sup> Im Text ident die ausschließlich dem Bibliotheksprogramm gewidmete Handschrift ÖNB, Cod. 8334.

<sup>16</sup> Zu ihm bisher: E. P. Garretson, Conrad Adolph von Albrecht. Programmer at the Court of Charles VI. *Mitteilungen der Österreichischen Galerie* 24/25, 68/69, (1980/81), 19–92. Eine angekündigte kommentierte web-Edition des cod. 7853 ist noch nicht online.

<sup>17</sup> So der Blankenburgische Hofbibliothekar Georg Christian Knörr, dem Albrecht als Führer durch Wiener Sammlungen diente, in einem Brief vom 10. 7. 1723: W. Arnold, *Eine norddeutsche Fürstenbibliothek des frühen 18. Jahrhunderts. Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig-Lüneburg (1671–1735) und seine Büchersammlung*, Göttingen 1980 (Arbeiten zur Geschichte des Buchwesens in Niedersachsen 3), 149. Vgl. E. Klecker, *Begegnung mit der Vergangenheit. Porträts antiker Autoren im Prunksaal der Österreichischen Nationalbibliothek*. *Biblos* 59 (2010), 2, 5–22.

<sup>18</sup> So Václav Vejmluva, Abt von Žďár nad Sázavou (der als Initiator des Klostersausbaus als besonders kompetent anzusehen ist), in einem Brief an Johann Adam von Questenberg, Brno, Moravsky zemsky archiv, G 436 Rodinný archiv Kouniců Slavkov, č. 6358, fol. 779r; für den Hinweis danke ich Jana Perutková, Brno.

<sup>19</sup> A. Plichta (Hg.), *O Životě a umění. Listy z Jaroměřické kroniky 1700–1752* [Über Leben und Kunst. Blätter aus der Chronik von Jarmeritz]. Brno 1974; J. Perutková, *František Antonín Míča ve službách hraběte Questenberga a italská opera v Jaroměřicích* [Franz Anton Míča im Dienst

des Grafen Questenberg und die italienische Oper in Jarmeritz]. Praha 2011.

<sup>20</sup> Es handelt sich um einen Lapsus des Schreibers: Die Familien Albrecht und Albrechtsburg wurden in zeitgenössischen Dokumenten auch sonst verwechselt. Die biographischen Angaben zum Teil schon bei K. Plumer, *Die Familien von Albrecht und von Albrechtsburg: eine genealogische und kulturhistorische Untersuchung*. Diss. masch. Wien 1972.

<sup>21</sup> *Die Matrikel der Universität Wien 1689/90–1714/15*, bearb. v. K. Mühlberger und W. Schuster. Wien, Köln, Weimar 1993.

<sup>22</sup> Viennae: typis Leopoldi Voigt; ÖNB 296.332-A.

<sup>23</sup> Viennae: typis Ioannis Georgii Schlegel; ÖNB BE.6.X.54.

<sup>24</sup> Z.B. die Exemplare ÖNB \*31.J.124 und UBW I 224.312; in anderen Exemplaren (z.B. 79.Cc.349) steht an dieser Stelle eine Vorrede an Dekan und Fakultät.

<sup>25</sup> St. Stephan, Pfarrarchiv, Heiratsbücher, Bd. 36, 112.

<sup>26</sup> Vgl. die Katalogbeiträge Nr. 11 und 12 in: Št. Vácha u.a., *Karel VI. a Alžběta Kristýna. Česká korunovace roku 1723*. Praha – Litomyšl 2009, 455–459.

<sup>27</sup> Die Arbeit der Kommission, der auch der Bibliothekspräfekt Garelli angehörte, ist durch Briefe Apostolo Zenos dokumentiert: *Lettere*. Venezia 1785, Bd. 4, 86.

<sup>28</sup> *Divinae providentiae cura singularis in erigenda conservanda augenda augustissima domo Habsburgo–Austriaca*. Viennae

Austriae: typis Ignatii Domini Voigt 1712.

29 E. Klecker – F. Römer, Die erste Leiterin der Nationalbibliothek. Minerva und Karl VI. in Ignaz Greiners »Bibliotheca veterum deperditae in Augusta Vindobonensi Caesarea instaurata«. In: E. Stumpf-Fischer (Hg.), *Der Wohlinformierte Mensch – Eine Utopie*. Festschrift für Magda Strebl zum 65. Geburtstag. Graz 1997, 117–137.

30 Franz Keller S.J., Augusta Carolinae virtutis monumenta seu aedificia a Carolo VI. Imp. Max. P.P. per orbem Austriacum publico bono posita. Viennae: Johann Peter de Ghelen (ÖNB 38.Mm.72). Eine eingehende Darstellung des offiziellen Charakters der Schrift bietet Matsche 386ff. (mit irrtümlicher Zuschreibung an den Wiener Jesuiten Anton Höller). F. Polleross, Augusta Carolinae Virtutis Monumenta. Zur Architekturpolitik Kaiser Karls VI. und ihrer Programmatik. In: Stefan Seitschek (Hg.), *300 Jahre Karl VI. 1711–1740. Spuren der Herrschaft des »letzten« Habsburgers*. Begleitband zur Ausstellung des Österreichischen Staatsarchivs. Wien 2011, 218–234.

31 Anton Focky S.J., Laudes posthumae Caroli VI. imp. aug. pace, bello, religione magni. Viennae Austriae: typis Kaliwodianis 1741 (ÖNB 39.Z.52).

32 Karl Franz Pankl, Aculei et aculeoli sine vulnere [...] libri III. Viennae Austriae: Joannes Ignatius Heyinger 1734, II 3 *Bibliotheca Caesarea Viennensis*. Vgl. auch die von der Verfasserin betreute Diplomarbeit: Ch.-F. Starnberger, *Majestas & Pallas habent commune Lycaeum. Die Darstellung des barocken Baus der Wiener Hofbibliothek und*

*seines Auftraggebers Kaiser Karls VI. in neulateinischen Texten*. Wien 2012.

33 *Conspectus historiae universitatis Viennensis ex actis veteribusque documentis erutae [...] saeculum II. Viennae Austriae: typis Mariae Teresiae Voigtin 1724.*

34 Es wäre zu untersuchen, ob das Interesse an der Epoche Maximilians bzw. am Wiener Humanismus unter Karl VI. grundsätzlich wiedererwacht war: Der Erwerb der *Tabula Peutingeriana* durch Prinz Eugen war immerhin so bekannt, dass er in einer Leichenrede erwähnt werden konnte: R. J. A. Talbert, *Rome's World. The Peutinger Map reconsidered*. Cambridge 2010, 28. Auf die Einführung der studia humanitatis unter Celtis nehmen auch die Melker Bibliotheksinschriften von 1735 Bezug: Ursula Offermann, *Die Melker Bibliotheksinschriften – ein Rätsel?* *Neulateinisches Jahrbuch* 11 (2009) 99–107.

35 Darüberhinaus wurde zweifellos das Auftreten des Johann Carl Newen (gest. 1767) beachtet, der sein privilegium laureationis schon 1714 direkt vom Kaiser erhalten hatte. Newen verstand es, seine Position als kaiserlicher *poeta laureatus* öffentlichkeits- und medienwirksam einzusetzen, und wurde – dies wohl entscheidend für sein Prestige – bei Hofaufträgen herangezogen. Zu ihm in Vorbereitung: E. Klecker, *Die Sprache des neuen Rom. Johann Carl Newen von Newenstein und die lateinischen Medien im barocken Wien*. Wien 2016.

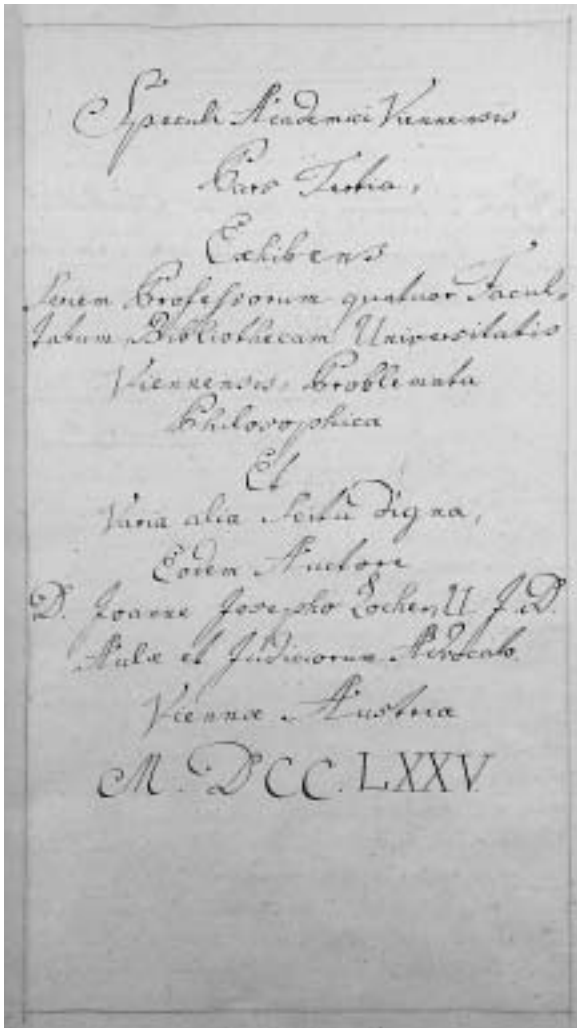
Der »*Catalogus Bibliothecae Universitatis  
Viennensis*« von Johann Joseph Locher (1775)

Die Universitätsbibliothek verlor im 17. und 18. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung. Die Jesuiten, die seit 1623 den größten Teil der theologischen Lehrkanzeln und die artistische (philosophische) Fakultät zur Gänze verwalteten, hatten ihre eigene, gut ausgestattete Bibliothek. An den alten Buchbeständen, welche sich aus den Bibliotheken verschiedener Fakultäten, Kollegien und Bursen sowie den privaten Sammlungen der Universitätsangehörigen zusammensetzten, bestand daher wenig Interesse. Die Bibliothek verwehrte zunehmend in einem feuchten Kellerabteil. Auch in dem neu errichteten Universitätsgebäude (heute Sitz der Österreichischen Akademie der Wissenschaften) fand sich kein geeigneter Platz für die *Bibliotheca academia*. Daher entschloss sich das Universitätskonsortium im Jänner 1756 den gesamten alten Bestand der Universitätsbibliothek Maria Theresia »zur allerhöchsten freyen Disposition überlassen zu wollen ...«<sup>1</sup>

Die Hofbibliothek übernahm den Bestand, in Summe 2787 Bände, 1037 Handschriften und 1750 Drucke, davon 364 Inkunabeln bzw. Drucke ohne Jahreszahl (die zahlreichen Adligate<sup>2</sup> nicht mitgerechnet), welche vorerst als »*Bibliotheca universitatis*« gesondert aufgestellt, später aber in den Gesamtbestand der Hofbibliothek integriert wurden.

Anders als bei den Codices, die in einer Übergabeliste verzeichnet, zusätzlich noch eigens beschrieben und größtenteils mit einer speziellen Signaturengruppe versehen wurden, gingen die Drucke ohne Kennzeichnung in den Gesamtbestand der Hofbibliothek über.

Aus diesem Grund ist die in den Jahren 1773 bis 1775 von Johann Joseph Locher<sup>3</sup> verfasste dreibändige Abhandlung *Speculum academicum viennense seu magistratus universitatis viennensis a primo ejusdem auspicio ad nostra tempora ... exhibitus* für die Rekonstruktion des Bestandes von großer Bedeutung. Diese enthält nämlich – als einzige bekannte erhaltene Quelle – auf den Seiten 55 bis 193 des dritten Teils (Codex 7707) die Abschrift eines *Catalogus Bibliothecae Universitatis Viennensis*, in dem der gesamte Buchbestand der alten Universitätsbibliothek angeführt wird. Das alphabetische Verzeichnis enthält Angaben zu Autor, Titel, Sprache (wenn nicht lateinisch) und Format, Handschriften sind zusätzlich als »M.S.« gekennzeichnet. Am Schluss (Seite 185 bis 193) werden noch zusätzlich diejenigen Verfasser angeführt, die mit anderen Werken zusammengebunden sind. Zum Druck gelangte nur der erste Teil; die Manuskripte, heute Cod. 7705-7707, schenkte Locher 1776 der Wiener Hofbibliothek.



Locher, Johann Joseph: Speculum academicum viennense seu magistratus universitatis viennensis a primo ejusdem auspicio ad nostra tempora ... exhibitus. 1775. 3. Teil, Titelblatt. Wien, ÖNB, Cod. 7707

Eine ausführlichere Beschreibung des Katalogs bietet ein Beitrag von Friedrich Simader: Materialien zur Bibliothek des Wiener Bischofs Johannes Fabri. Wien 2012. In: Johannes Cuspinianus (1473 – 1529) : ein Wiener Humanist und sein Werk im Kontext / Christian Gastgeber ; Elisabeth Klecker (Hg.) . (Singularia Vindobonensia ; 2 ), S. 267-285, sowie der Eintrag von Friedrich Simader zu dem Katalog Johann Joseph Lochers auf der ÖNB-Homepage: <http://www.onb.ac.at/sammlungen/hschrift/kataloge/universitaet/AlteUB.htm>

Auch wenn die vorhandenen bibliographischen Angaben für eine gezielte Suche nicht ausreichen, bietet der Katalog doch einen einmaligen Überblick über den alten Buchbestand der Universitätsbibliothek und ist insbesondere im Hinblick auf die nirgendwo sonst in ihrer Gesamtheit dokumentierten Drucke eine wertvolle und unverzichtbare Quelle.





Universitatis.

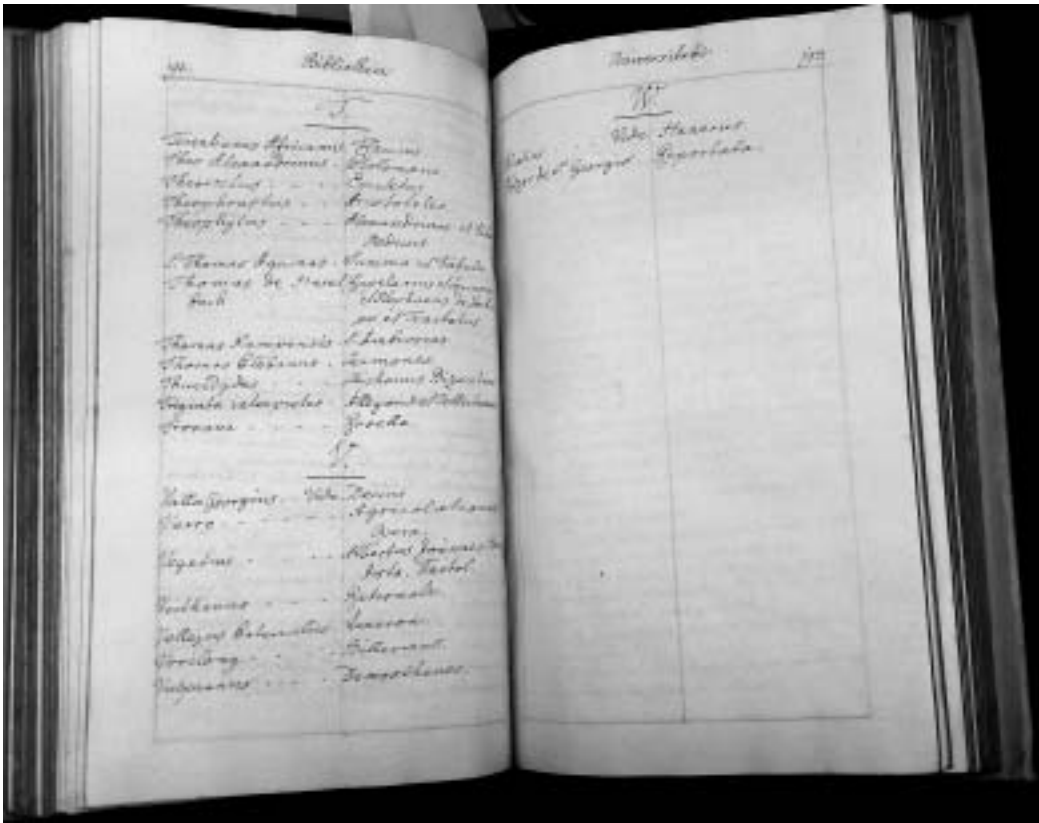
185.

Libri cum alijs compacti.

A.

|  |                                 |                         |
|--|---------------------------------|-------------------------|
|  | Alypius . . . . .               | Vide Hieronymus.        |
|  | Aspasius Cyprianus . . . . .    | Betrarcha.              |
|  | Arcadius . . . . .              | Boetius Anianus.        |
|  | Arcadius . . . . .              | Basilius.               |
|  | Arcadius . . . . .              | Octavius.               |
|  | Aristarchus . . . . .           | Procopius Cratichus.    |
|  | Alexander . . . . .             | Problemata.             |
|  | Alexander Aphrodisias . . . . . | Julius Opera et Joannes |
|  | 55                              | Grammaticus.            |
|  | Alexander de Halis . . . . .    | Tractatus.              |
|  | Alexander magnus . . . . .      | Gesta.                  |
|  | Alexandrinus . . . . .          | Liber Medicus.          |
|  | Amarus . . . . .                | Descriptio.             |
|  | S. Ambrosius . . . . .          | Didymus Hieronymus.     |
|  | Andreas Francus . . . . .       | Clemens Basa.           |
|  | S. Anselmus . . . . .           | Lectiones.              |
|  | Anselmus de Vienna . . . . .    | Sermones.               |
|  | Antonius . . . . .              | Commentarius.           |
|  | Apollonius . . . . .            | Theodorus.              |
|  | Apollonius Perganus . . . . .   | Basilius.               |
|  | Apollonius . . . . .            | Busa et Poranus.        |
|  | Aristoteles . . . . .           | Olympiadoras.           |
|  | Aristides . . . . .             | Procopius Cratichus.    |
|  | Aristoteles . . . . .           | Problemata.             |
|  | Armenius . . . . .              | Aphthonus.              |
|  | Arsenius . . . . .              | Dieta.                  |
|  | S. Athanasius . . . . .         | S. Chrysostomus.        |
|  | S. Augustinus . . . . .         | Cyprianus et Epistola   |
|  |                                 | et S. Gregorius.        |

Vol. II: Liste der Werke (Verfasser), die mit anderen Werken zusammengebunden sind am Schluss des »Catalogus Bibliothecae Universitatis Viennensis«. Wien, ÖNB, Cod. 7707



Vol. III: Letzte Seite des »Catalogus Bibliothecae Universitatis Viennensis«. Wien, ÖNB, Cod. 7707

<sup>1</sup> Pongratz, Walter: Die Beziehungen der Wiener Universitätsbibliothek zur Österreichischen Nationalbibliothek in Vergangenheit und Gegenwart. Wien 1977 (biblos, Jg. 26), S. 10; Mehr zur Geschichte der Wiener Universitätsbibliothek u.a. Walter Pongratz: Geschichte der Universitätsbibliothek. Graz, Köln 1965 (Sonderdruck aus: Studien zur Geschichte der Universität Wien. Bd. 1.); Jesinger, Alois: Die Universitätsbibliothek Wien. Leipzig 1926 (Zentralblatt für Bibliothekswesen, Jg. 43), S. 438-460.

<sup>2</sup> Adligate sind selbstständig erschienene Werke, die von einem der Vorbesitzer mit anderen Werken in einem Band zusammengebunden wurden.

<sup>3</sup> Locher war Jurist und zeitweiliger Prokurator der Sächsischen Nation an der Universität Wien



*Die Sondersammlungen an der Universität Wien*

An vielen Universitäten finden sich mehr oder weniger große Mengen an Objekten, die dezentral an den verschiedenen Instituten und Forschungseinrichtungen zur Unterstützung von Lehre und Forschung erworben wurden. Diese Materialsammlungen, die sich im Laufe von mehreren Jahrzehnten, zuweilen Jahrhunderten angesammelt haben, beinhalten eine Vielzahl von Beständen, die in ihren Zusammenstellungen und Entstehungsgeschichten einzigartig sind. Sie stellen ganz besondere Sachzeugen der Lehre und der Wissenschaft dar, die die vielfältigen Tätigkeiten an Universitäten auf eine ihnen eigene spezifische Art und Weise repräsentieren und dokumentieren. Sie sind sowohl Belege der Vergangenheit als auch Ressourcen für die Zukunft und gerade deshalb bedeutsame Einrichtungen für Universitäten. Die Universität Wien ist aufgrund ihrer besonders langen Geschichte und ihrer jahrhundertelangen Rolle als Volluniversität im Besitz besonders vieler Sammlungen, deren Anzahl im Vergleich zu andern Universitäten im deutschsprachigen Raum singular ist. Denn selbst nach Ausgliederung der medizinischen Fakultät im Jahr 2004 sind an der Universität Wien über hundert Sammlungen untergebracht, die das breite Fächerspektrum abbilden, das hier gelehrt und beforscht wird. Freilich werden nicht in allen Disziplinen Sammlungen angelegt, die Bandbreite ist dennoch überraschend hoch: nicht nur in Studienfächern der Geistes- und Kulturwissenschaften, in den Lebens- und den Geowissenschaften sind Objektsammlungen zu finden, sondern auch in der Physik und Chemie.

*Die historische Entwicklung an der Universität Wien*

Obgleich dreidimensionale Objekte schon seit vielen Jahrhunderten als Forschungs- und Anschauungsmaterialien an Universitäten eine wichtige Funktion inne haben und Teil des universitären Alltags sind, rücken sie erst in den letzten Jahren in den Blickpunkt eines breiteren Interesses. Die lange Zeit, in der vielen Sammlungen nur geringe Beachtung geschenkt wurde, ist wohl mit dem raschen technischen Fortschritt ab der Mitte des 20. Jahrhunderts zu erklären, mit dem vor allem schon lange bestehende Sammlungen nicht entsprechend Schritt halten konnten. Auch die didaktischen Hilfsmittel universitärer Lehre änderten sich und fanden neue Formen der Wissensvermittlung, die ohne Objekte auskam. Nicht wenige Sammlungen wurden damals in Kartons verpackt, in Schränke oder Kellerabteile verlagert und verschwanden nach und nach aus dem Bewusstsein der Universitätsmitarbeiterinnen und Universi-

tätsmitarbeiter. Diese Tendenz hat sich im deutschsprachigen Raum seit einigen Jahren jedoch grundlegend verändert: Bestände aus Universitäts-sammlungen werden erneut zum Gegenstand aktueller Forschung, bilden die Basis internationaler Vereinigungen und sind Exponate viel besuchter Ausstellungen. Diese Entwicklung, die sich von Berlin aus nach und nach über den gesamten deutschsprachigen Raum verbreitet, ist seit ein paar Jahren auch in Österreich angelangt. Hier startete Anfang 2007 an der Universität Wien ein Projekt, das zum Ziel hatte, innerhalb von drei Jahren sämtliche an der Universität zu Lehr- und Forschungszwecken aufbewahrten Sammlungen zu sichten, zu dokumentieren und diese Informationen auf einer Website für eine interessierte Öffentlichkeit sichtbar zu machen<sup>1</sup>.

Nach Ablauf des Projekts 2010 wurde an der Universitätsbibliothek eine feste Einrichtung geschaffen, deren Aufgabe die Koordinierung und der langfristige Erhalt der Sammlungen als Lehr- und Forschungsinfrastrukturen ist. Zu den Aufgaben der sogenannten Sammlungsbeauftragten bzw. des Sammlungsbeauftragten zählt neben der Pflege der Gesamtübersicht über alle Sammlungen, die Unterstützung der Sammlungsleiterinnen und Sammlungsleiter in sämtlichen Fragen des Sammlungsmanagements (Aufbewahrung, Erschließung, Inventarisierung, Leihverkehr, Übersiedlungen, Ausstellungen etc.), die Finanzierung und Koordinierung von bestandserhaltenden Maßnahmen (Restauration, Konservierung, Digitalisierung) sowie die Entwicklung von einheitlichen Standards im Umgang mit Sammlungsobjekten in Form einer Sammlungsordnung und das Erstellen eines gesamtuniversitären Sammlungskonzepts. Beide zuletzt genannten Dokumente wurden im Jahr 2013 als »*Sammlungsordnung und Sammlungsstrategien*« vom Rektorat der Universität Wien veröffentlicht<sup>1</sup> und geben seitdem die strategische Ausrichtung und die Regeln für den Umgang mit dem universitären Sammlungsgut vor.

#### *Die historische Entwicklung im deutschsprachigen Raum*

Nachdem viele universitäre Sammlungen aufgrund der technischen Entwicklungen und nicht zuletzt der Digitalisierung ab der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer mehr aus dem universitären Alltag verschwanden und die Bestände in Schränken und Schubladen verräumt wurden, setzte Ende der 1990er-Jahre im deutschsprachigen Raum eine regelrechte Wiederentdeckung dieser Objektsammlungen ein, die ihren Ausgang in Berlin nahm. Am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt Universität zu Berlin wurde im Jahre 1999 ein von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) finanziertes Projekt mit dem Titel »Kabinette des Wissens – Die Sammlungen der Humboldt Universität«<sup>2</sup> gestartet, das in einer großen Ausstellung im Gropius-Bau ihren Höhepunkt fand. Mehr als 80.000 Menschen besuchten die im Zeitraum von Dezember 2000 bis Anfang März 2001 gezeigte Schau, in der unter dem Titel »*Theater der Natur und Kunst / Theatrum naturae et artis. Wunderkammern des Wissens*«<sup>3</sup> rund 1.200 Objekte aus den Sammlungen der Humboldt-Universität zu sehen waren. Auch in den Medien fand die Ausstellung große Resonanz und das Interesse an diesen bis dahin »verborgenen« Sammlungen wuchs weit über Berlins Grenzen hinweg. Man begann sich wieder für die bis dahin weitgehend

wenig beachteten Objekte an Universitäten zu interessieren, Plattformen wurden ins Leben gerufen und internationale Komitees gegründet: So wurde im Jahr 2000 »Universeum – European Academic Heritage Network« gegründet, ein europaweites Netzwerk von Universitätsmuseen und -sammlungen, das sich zum Ziel gesetzt hat die Beforschung von Universitätsmuseen voranzutreiben, Unterstützung in Fragen der Konservierung, Restaurierung und Förderung des akademischen Kulturerbes anzubieten, ein Diskussionsforum zu bilden und Verbindungen und gemeinsame Projekte unter den europäischen Universitäten zu schaffen. Im darauf folgenden Jahr wurde unter dem Dach des internationalen Museumsbundes ICOM mit »UMAC – University Museums and Collections«<sup>4</sup> ein eigenes Fachkomitee für Universitätsmuseen und -sammlungen gegründet, um ein weltumspannendes Netzwerk aufzubauen. Dieser Verband gibt regelmäßig Newsletter heraus und veranstaltet jährlich eine Konferenz, die stets an einer anderen Universität stattfindet. Im Jahr 2007 wurde sie im Rahmen der ICOM-Generalversammlung an der Universität Wien abgehalten.

Angeregt durch das oben genannte Projekt »Kabinette des Wissens«, folgten weitere deutsche Universitäten und riefen diverse Aktivitäten rund um ihre wissenschaftlichen Sammlungen in Leben: so wurde etwa an der Eberhard-Karls-Universität in Tübingen ein eigenes Universitätsmuseum gegründet<sup>5</sup>, das seitdem regelmäßig Ausstellungen zeigt, die mit Objekten aus den Sammlungen bestückt und unter starker Einbeziehung von Studierenden geplant und realisiert werden. Das auf die Erhebung aller Sammlungen der Humboldt-Universität zu Berlin beschränkte Projekt »Kabinette des Wissens« wurde auf die Erfassung sämtlicher Universitätssammlungen in ganz Deutschland ausgeweitet. Unter dem Titel »Geschichte wissenschaftlicher Sammlungen. Universitätssammlungen in Deutschland: Untersuchungen zu Bestand und Geschichte« wurde 2004 bis 2009 ein von der DFG finanziertes Projekt realisiert, um detaillierte Daten zu Bestand und Geschichte aller Sammlungen – auch nicht mehr bestehender – an Deutschlands Universitäten zusammenzutragen und öffentlich zugänglich zu machen. Dazu war es nötig, eine Definition zu finden, die Universitätssammlungen von anderen an Universitäten zu findenden Objektgruppen klar abgrenzt:

*»Als Universitätssammlungen gelten bei diesem Projekt alle aktuell oder ehemals zu einer wissenschaftlichen, theologischen und künstlerischen Hochschule gehörenden Sammlungen mit gegenständlichen und audio-visuellen Objekten. Auch Orte, an denen lebende Organismen aufbewahrt werden (z.B. Botanische Gärten oder Aquarien), sowie mit der Universitätsgeschichte verbundene Memorialeinrichtungen, die in Lehre und Forschung genutzt werden und/oder museale Funktionen erfüllen, zählen zum Gegenstandsbereich des Projekts«<sup>6</sup>*

In einer im Rahmen des Projekts entwickelten Datenbank, in der nach wie vor Daten eingepflegt werden, sind aktuell (Februar 2015) 1.145 Sammlungen an 90 deutschen Universitäten angeführt<sup>7</sup>. Die Sammlungsbestände an Deutschlands Universitäten sind damit beachtlich. Aufgrund der Tatsache, dass gedruckte Übersichten nur in sehr fragmentarischer und unvollständiger Form vorliegen, ist die Rolle von Datenbanken nicht zu unterschätzen – liefern sie doch oft den einzigen Hinweis auf das Existieren einer Sammlung an diesem oder jenem Institut.

### *Die jüngsten Entwicklungen*

Anfang 2010 wurde an der Humboldt-Universität ein internationales Symposium veranstaltet, das den Titel »Universitätsmuseen und –sammlungen im Hochschulalltag. Aufgaben – Konzepte – Perspektiven«<sup>8</sup> trug und Keimzelle eines engen deutschsprachigen Netzwerkes war, das an der Entwicklung von Strategien zur Sicherstellung und Fortbestand der Sammlungen arbeitet und Zukunftskonzepte entwirft, um die bestehenden Sammlungen vermehrt in Lehre und Forschung zu integrieren. Anfang 2011 wurden vom Deutschen Wissenschaftsrat »Empfehlungen zu wissenschaftlichen Sammlungen als Forschungsinfrastrukturen«<sup>9</sup> veröffentlicht, die im gesamten deutschsprachigen Raum ein wegweisendes Strategiepapier darstellen. Eine erste Umsetzung dieser Empfehlungen bildet die Einrichtung einer »Koordinierungsstelle für wissenschaftliche Universitäts-sammlungen in Deutschland«<sup>10</sup>, die vom deutschen Bundesministerium für Bildung und Forschung gefördert und am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt ist. Zentrale Aufgaben sind die bundesweite Erhöhung von Sichtbarkeit und Nutzbarkeit universitärer Sammlungen sowie deren Vernetzung. Zudem wird hier nicht nur die schon bestehende Datenbank sämtlicher Universitätssammlungen Deutschlands aktualisiert und ausgebaut, sondern auch ein Portal für Sammlungen und Objekte gegründet, das die dezentralen Datenbestände verknüpft und eine deutschlandweite Suche in sämtlichen Sammlungsbeständen ermöglichen soll. In Österreich sind vergleichbare Initiativen leider ausgeblieben – die Aktivitäten an der Universität Wien zeichnen sich vor diesem Hintergrund jedoch besonders positiv ab.

### *Die Sammlungslandschaft an der Universität Wien*

Auf den besonders umfangreichen Sammlungsreichtum der Universität Wien wurde bereits in der Einleitung hingewiesen. Die Vielfalt der Sammlungen ist nicht nur an dem breiten Fächerspektrum abzulesen, das aus dem umfangreichen Lehrangebot der Universität folgt, sondern auch an den unterschiedlichen Sammlungsformen<sup>11</sup>: neben Lehr- und Forschungssammlungen finden sich auch historische Sammlungen, Nachlass-Sammlungen, Mediatheken, Archive und ganz spezielle Sammlungsformen, wie sie etwa die botanischen Gärten, die Herbarien und die Sternwarte darstellen. Lehr- und Forschungssammlungen stellen die größte Gruppe unter den Sammlungen dar. Sie sind in der Regel nicht leicht voneinander zu unterscheiden, oftmals sind in Sammlungen Bestände anzutreffen, die die eine, andere Bestände die die andere Funktion erfüllen. Manche Bestände sind sowohl für die Lehre als auch für die Forschung angelegt. Zuweilen tritt auch der Fall ein, dass sich die Bedeutung der Sammlungsobjekte ändert und sie neue Zwecke zu erfüllen haben.

### *Lehrsammlungen*

Reine Lehrsammlungen stellen Anschauungsmaterialien zur Verfügung, die für die universitäre Lehre benötigt werden. Dies können Objekte sein, die für Bestimmungsübungen herangezogen werden, wie etwa prähistorische Fundgegenstände (Fossilien, Knochen, Kunst- und Gebrauchsgegenstände), aber auch Objekte und Dokumente europäi-



Abb. 1: Mondsymbole aus der Studiensammlung des Instituts für Urgeschichte und Historischer Archäologie

scher und außereuropäischer Kulturen, Gesteinsproben und Mineralien, Pflanzen und Tiere sowie menschliche Überreste. Die Japanologische Sammlung des Instituts für Ostasienwissenschaften ist ein gutes Beispiel einer solchen Lehrsammlung: Hier finden sich Alltagsgegenstände wie Kleidung, Spielzeug, Küchen- und Haushaltsgeräte sowie Waffen und zeremonielle Gegenstände und Musikinstrumente, die aus sämtlichen Regionen Japans stammen, bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen und immer wieder in der Lehre als Anschauungsobjekte eingesetzt werden. Die Ägyptische Sammlung mit ihren mehr als hundert prähistorischen Objekten, die im Rahmen von Grabungen ans Institut kamen, ist ein weiteres Beispiel. Sie ist im Seminarraum des Instituts in zwei Vitrinen untergebracht und für Studierende somit gut sichtbar und die Objekte bei Bedarf sofort verfügbar. Dies trifft auch auf die rund 70.000 Objekte zählende Studiensammlung des Instituts für Urgeschichte und Historische Archäologie zu. Hier dominiert die Sammlung den Raum, in dem auch Lehrveranstaltungen abgehalten werden können. Für die Ausbildung der Studierenden unentbehrlich, stellt diese Sammlung Material für Bestimmungsübungen bereit, in denen das korrekte Beschreiben, Datieren und Zuordnen der Fundstücke geübt wird. Auch die Geologische, die Mineralogische, die Zoologische und die Paläontologische Sammlung beinhalten mehrere Teilbestände, die speziell für die Lehre angelegt und bestimmten Themenbereichen folgend geordnet wurden.

#### *Wissenschaftliche Modelle*

Als besonders reizvolle und repräsentative Objektgruppe, die in vielen Lehrsammlungen zu finden ist, seien im Folgenden die wissenschaftlichen Modelle ausführlicher beschrieben. Sie zählen spätestens seit dem



Abb. 2: Modell eines einfachen Getriebes,  
Ende 18. Jahrhundert; Foto: Franz Sachslehner

18. Jahrhundert zum Inventar universitärer Sammlungen unterschiedlichster Fächer und können als für Universitätssammlungen typische Objekte angesehen werden, die noch heute verwendet werden. Sie können abstrakte Inhalte veranschaulichen oder fungieren als Abbilder von Lebewesen bzw. biologischen Systemen, von Maschinen, Geräten und Instrumenten, von Bauwerken und Landschaften. Die ältesten Modelle der Universität Wien sind in der Physikhistorischen Sammlung aufbewahrt und stammen aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie sind aus Holz hergestellt und veranschaulichen die einfachsten Gesetze der Mechanik. Auch physikalische, chemische und kristallographische Modelle sind in der Lehre nach wie vor in Gebrauch. So sind in der Mineralogischen Sammlung des Instituts für Mineralogie und Kristallographie Kristallmodelle aus Holz, aber auch aus Gips zu finden. Auch Kristallmodelle aus Pappe werden dort aufbewahrt, die von den Studierenden selbst angefertigt und bemalt wurden. Inzwischen werden die Modelle aus Metall hergestellt.

Abb. 3: Modelle verschiedener Kristallformen,  
Mitte 20. Jahrhundert;  
Foto: Claudia Feigl





Abb. 4: Blauer Eisenhut mit abgenommenem Blütenblatt. Blütenmodell von Robert Brendel, um 1870

Modelle aus Holz finden sich auch am Department für Botanik und Biodiversitätsforschung sowie am ehemaligen Institut für Pflanzenphysiologie, wo sich jeweils eine kleine Anzahl historischer Blütenmodelle erhalten hat. Diese aus der Zeit um 1870 gefertigten, bunt bemalten Nachbildungen aus Holz, Papiermaché und Draht wurden in der Werkstatt von Robert Brendel in Breslau hergestellt. Sie repräsentieren den Blütenbau der wichtigsten Pflanzenfamilien in verschiedenen Maßstäben und sind teilweise sogar zerlegbar, um Zugang zu den inneren Organen zu ermöglichen. Zwei dieser Modelle sind starke Vergrößerungen und aus Gelatine gefertigt, um die Oberflächenstrukturen und die einzelnen Pflanzenzellen besser sichtbar zu machen. Heute werden sie in der Lehre freilich nicht mehr eingesetzt, sondern gelten als Sachzeugen vergangener Hochschuldidaktik von besonderer kunsthandwerklicher Qualität.



Die Zoologische Sammlung sticht mit ihrem Bestand an besonders vielen und wertvollen historischen Modellen hervor: Zum einen finden sich hier Gipsmodelle von Foraminiferen, wie sie auch in der Paläontologischen Sammlung zu finden sind, und die Ende des 19. Jahrhunderts hergestellt wurden. Es finden sich darüber hinaus auch Modelle aus Wachs, die die einzelnen Entwicklungsstufen verschiedener Organismen als jeweils ein Objekt darstellen: sei es die der Anatomie des menschlichen Embryos, des Hühnchens im Ei oder des Lanzettfischchens. Diese Modelle aus der Werkstatt von Adolf und Friedrich Ziegler wurden seriell von Hand angefertigt und datieren ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der Zoologischen Sammlung findet sich auch ein Wachsmo- dell eines adulten Lanzettfischchens, das die Entwicklungsreihe der Ziegler'schen Modelle komplettiert und eine Eigenanfertigung des Instituts aus der Zeit um 1900 darstellt. War das Angebot der Lehrmittelvertriebe nicht ausreichend, wurden die benötigten Lehrmittel selbst angefertigt – eine Praxis, die lange Zeit gang und gäbe war.

Die Glasmodelle mariner Wirbelloser aus der Werkstatt von Leopold und Rudolf Blaschka gelten mittlerweile als Kunstobjekte, denen eigene Ausstellungen gewidmet werden<sup>12</sup> (s. Abb. 5 und 6) Die aus der Zeit um 1880 gefertigten Objekte hielten fest, was auf herkömmliche Art und Weise nicht zu konservieren ist. Da in Alkohol aufbewahrte Weichtiere sowohl ihre Form als auch ihre Farben verlieren, unternahm der Glasbläser Leopold Blaschka den Versuch, diese Tiere aus Glas nachzubilden. Durch sein großes naturwissenschaftliches Interesse und sein besonderes handwerkliches Geschick gelang es ihm, lebensechte Nachbildungen dieser Tiere zu schaffen, deren Ästhetik bis heute faszinierend ist. In der Zoologischen Sammlung werden über 140 dieser einzigartigen Modelle aufbewahrt und seit Kurzem mithilfe moderner Analysemethoden untersucht, um deren Material genau zu bestimmen. Denn das Geheimnis der Herstellung dieser Glaskunstwerke nahmen Leopold und sein Sohn Rudolf Blaschka mit ins Grab.

Die Modelle unterschiedlicher Teleskopmontierungen stammen aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und sind heute im Sternwarte- museum des Instituts für Astrophysik zu besichtigen. Sie ermöglichten einen einfachen Vergleich der verschiedenen Bauweisen dieser fix montierten Großgeräte, die in der Werkstatt des Instituts hergestellt wurden. Eine besondere Form von Modellen stellen Gipsabgüsse dar, die sowohl von Münzen und Fossilien, von Kunstwerken, antiken Statuen und Reliefs hergestellt wurden. Ist das Original verloren, werden die Gipsabgüsse selbst zum Original und dementsprechend sorgsam behandelt. In der Regel dienen die Gipsabgüsse jedoch dazu, einerseits weitverstreute Objekte zumindest als Replik zusammenzuführen und andererseits eine intensive Auseinandersetzung mit dem Objekt zu ermöglichen, es zu drehen und zu wenden und es zu berühren. Die Archäologische Sammlung des Instituts für Klassische Archäologie verfügt über rund tausend Abgüsse antiker Statuen, Köpfe und Reliefs. Sie ist auf zwei Ebenen untergebracht und dient auch als Lehrveranstaltungs- und Vortragsraum. Die Statuen stehen zum Teil auf beweglichen Sockeln und ermöglichen so ein immer wieder neues Anordnen und Gruppieren, entsprechend der jeweiligen Themenschwerpunkte der angebotenen Lehrveranstaltungen.



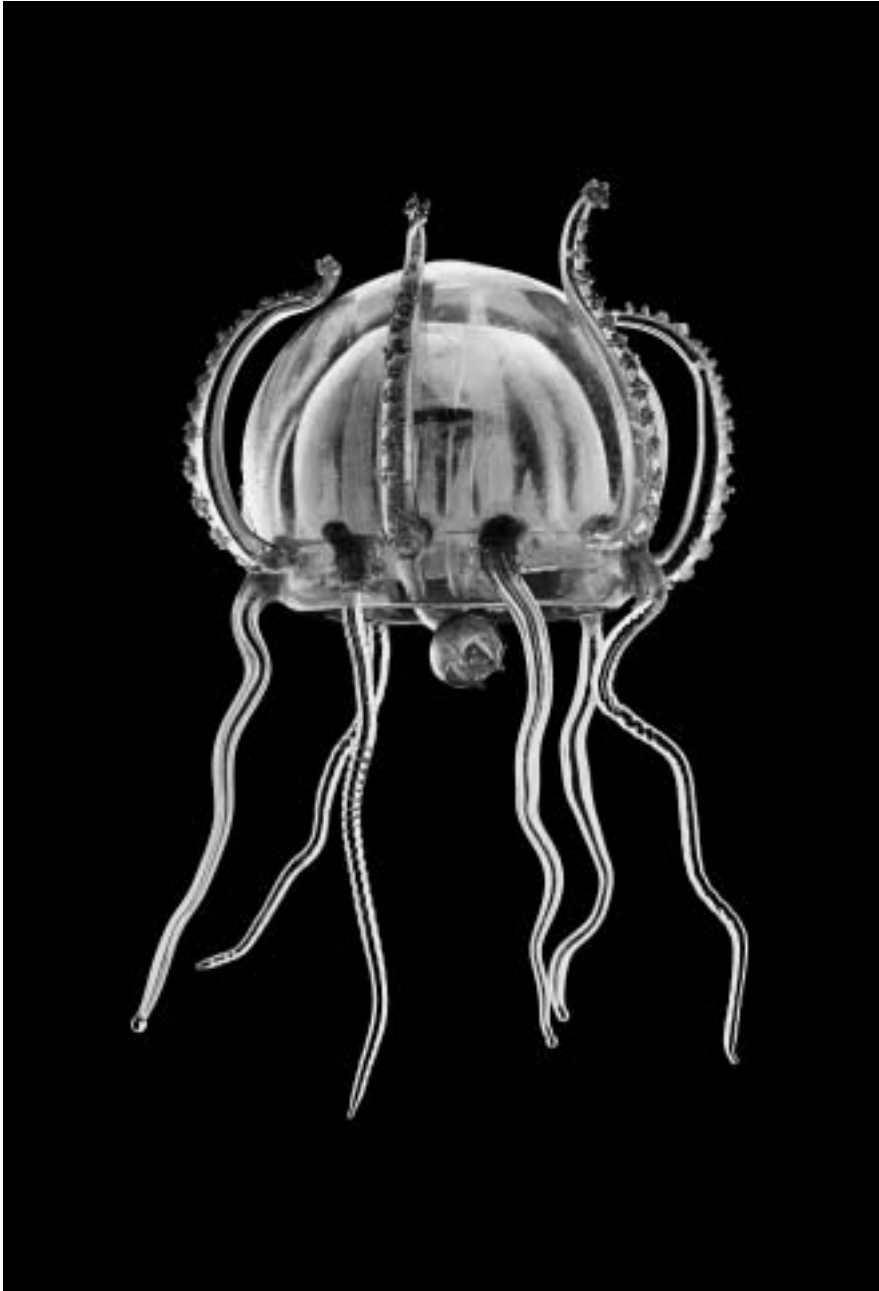


Abb. 5: *Carmarina hastata*. Glasmodell von Leopold und Rudolf Blaschka, um 1880, Foto: Guido Mocafico

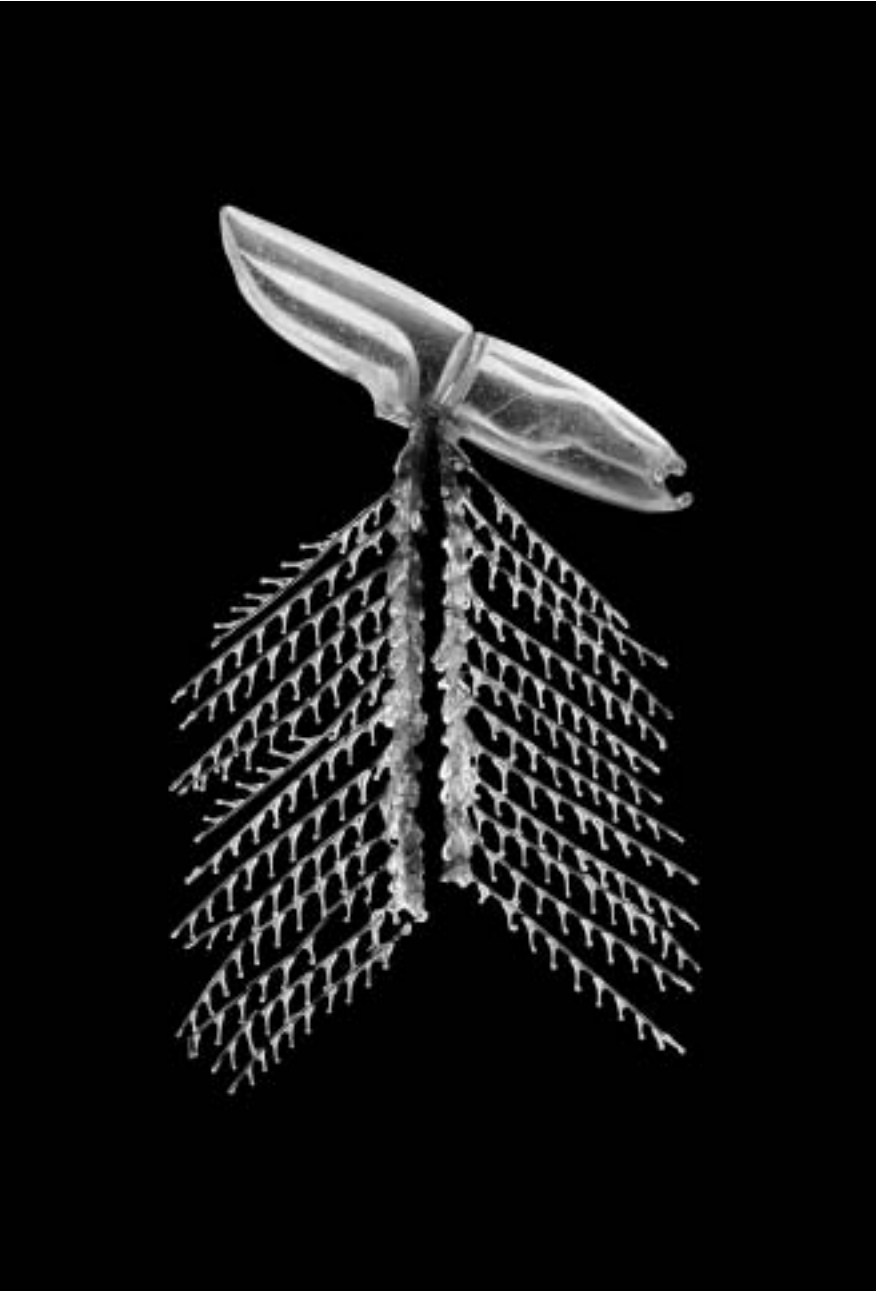


Abb. 6: *Diphyes quadrivalvis*. Glasmodell von Leopold und Rudolf Blaschka, um 1880, Foto: Guido Mocafico



Abb. 7: Antike Münzen aus dem Numismatischen Lehrapparat;  
Foto: Claudia Feigl

### *Forschungssammlungen*

Forschungssammlungen beinhalten Objekte, die als Grundlage wissenschaftlicher Arbeiten oder bestimmter Forschungsvorhaben dienen. Sie können geologische Bodenfunde (Gesteinsproben, Mineralien, Bohrkern, Fossilien) enthalten, oder prähistorische Funde wie etwa Münzen, Kunst- und Gebrauchsgegenstände, aber auch Pflanzen und Tiere. Sie sind Referenzmaterialien, die zu Vergleichszwecken aufbewahrt werden und als Belege wissenschaftlicher Benennungen dienen (Typusmaterial). Das Herbarium, die Paläontologische und die Geologische Sammlung zählen zu jenen Sammlungen der Universität Wien, die über umfangreiches Typenmaterial verfügen. In der Geologischen Sammlung werden beispielsweise rund 1.500 dieser einzigartigen Stücke aufbewahrt, darunter auch besonders wertvolle Holotypen – Belege, die als Grundlage für die Beschreibung einer neuen Art herangezogen wurden. Am Herbarium sind es gar mehrere Tausend. In dieser größten Sammlung der Universität Wien werden neben in Gläsern konservierten Feucht- und Trockenpräparaten auch rund 1,4 Mio. Papierbögen mit getrockneten Pflanzen aufbewahrt. Diese schon lange bestehenden naturwissenschaftlichen Sammlungen erweisen sich heute als unschätzbare Quellen neuer wissenschaftlicher Forschung, seitdem es möglich ist, aus ihnen DNA zu extrahieren. Sowohl botanische als auch zoologische Sammlungen wurden so zu Grundlagen neuer Forschungsprojekte speziell aus dem Bereich der Biodiversitäts- und Evolutionsforschung.

### *Historische Sammlungen*

In Historischen Sammlungen finden sich Gegenstände, die im regulären Hochschulalltag keine Verwendung mehr finden und einen Bedeutungswandel erfahren haben. Sie sind keine Gebrauchsgegenstände mehr, sondern historische Objekte, die den Erfordernissen aktueller Hochschulpraxis nicht mehr entsprechen. Bei diesen oft materiell sehr wertvollen Stücken handelt es sich beispielsweise um optische Geräte und physikalische Instrumente, Globen oder sonstige Messinstrumente. Die Physikhistorische Sammlung und das Sternwarte-Museum besitzen besonders prominente historische Sammlungen, aber auch das Department für Pharmakognosie, in dem nicht nur Gerätschaften aus der ehemaligen Studienapotheke aufbewahrt werden, sondern auch solche aus der einstigen k.k. Hofapotheke. Gerade diese historischen, über einen langen Zeitraum aufgebauten Sammlungen, üben eine besondere Faszinationskraft aus. Worin die Besonderheit dieser, bzw. der universitären Sammlungen generell liegt, hat Anke te Heesen, Mitbegründerin des Museum der Universität Tübingen, sehr treffend beschrieben:

*»Das Besondere der universitären Sammlungen besteht zum einen darin, dass die Objekte gleichzeitig mehrere Bedeutungen besitzen können. Manche von ihnen sind*



Abb. 8: Portraitsammlung der Archäologischen Sammlung;  
Foto: Claudia Feigl



Abb. 9: Samensammlung aus dem ehemaligen Institut für Pflanzenphysiologie, um 1875; Foto: Claudia Feigl

*nach wie vor in der Lehre eingebunden, während sie anderenorts schon als museumswürdig angesehen werden. Dieses Changieren in der gegenwärtigen Situation macht sie aufregend und wertvoll: aufregend, weil sie Anlass geben zu zahlreichen Forschungsmöglichkeiten, die sich erst durch die brüchige Bedeutung der Dinge ergeben. Zum anderen schreiben sie sich erneut in den Forschungs- und Lehrzyklus einer Universität ein: diesmal als materielle Sachzeugen und als historische Quellen für eine wissenschaftshistorische Forschung, die über lokale Traditionen und eine Institutionengeschichte der Alma Mater weit hinausreichen kann. Hierin liegt das gemeinsame Potential der Sammlungen, nämlich zur Beantwortung der Frage nach den Herstellungsweisen von Wissenschaft beitragen zu können. Es ist deshalb keine bessere Schnittstelle für die Vermittlung und Sichtbarmachung einer sich rasant ändernden Wissenschaftskultur denkbar. Will man der aktuellsten und wichtigsten Verbindung von Wissenschaftsproduktion und Wissensdarstellung nachgehen, muss man hier beginnen.»<sup>13</sup>*

Abschließend sei noch auf die zahlreichen Mediatheken hingewiesen, sowie auf die wissenschaftlichen Nachlässe ehemaliger Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Universität Wien, die neben Vorlesungsmanuskripten, Briefen, Notizbüchern und Terminkalendern auch Fotografien, Zeitungsausschnitte, Tonbänder, Zeitschriften, Videokassetten und Kleingegenstände beinhalten. Auch sie stellen wertvolle Quellen zukünftiger wissenschaftlicher Forschung dar.

### Zugänglichkeit

Die Sammlungen und Einrichtungen der Universität Wien sind in der Regel nicht öffentlich zugänglich, sondern können nur gegen Voranmeldung besichtigt werden. Dies hat zum einen personelle Gründe, zum anderen sind im überwiegenden Teil der Sammlungen die räumlichen Voraussetzungen nicht gegeben, um die Bestände besucherfreundlich in Vitrinen auszustellen. Ausnahmen stellen größere Einrichtungen wie der Botanische Garten und die Universitätssternwarte dar, die ganzjährig Führungen und ein abwechslungsreiches Rahmenprogramm anbieten. Aus diesem Grund wurde auf der Website der Universitätsbibliothek Wien die Rubrik »Objekt des Monats« eingerichtet, in der einem interessierten Publikum in der Regel schwer zugängliche Objekte aus den Schubladen und Schränken der verschiedenen Sammlungen virtuell präsentiert werden und die sich großer Beliebtheit erfreut<sup>14</sup>.

### Ausblick

In der Erhöhung der Sichtbarkeit sieht die Universität Wien einen Schlüssel, um die Sammlungen langfristig in der aktuellen Forschung und Lehre zu verankern. Denn oftmals sind sie für die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Instituts, an dem sie untergebracht sind, nicht mehr interessant, sehr wohl aber für Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ganz anderer Disziplinen. So ist derzeit am Institut für Philosophie eine Dissertation in Arbeit, die sich mit den Glasmodellen von Leopold und Rudolf Blaschka beschäftigt, und zwar aus philosophischer, wissenschafts- und kulturhistorischer Perspektive<sup>15</sup>. Interdisziplinäre Forschung über die Fakultäts- und Universitätsgrenzen hinaus ermöglicht neue, unerwartete Forschungsergebnisse, die die Objekte in einen neuen Kontext setzen. So sind die Modelle beispielsweise auch Gegenstand eines Kooperationsprojekts mit der Abteilung für Glasrestaurierung des Natural History Museum in Dublin, das mögliche glaskonservatorische Maßnahmen zum Erhalt der sehr fragilen Glasmodelle mithilfe computerintensiver Analysen ( $\mu$ CT und EM) untersucht, um deren Glaszusammensetzung und die besonderen Beschichtungen genau zu analysieren. Durch die wissenschaftliche Bearbeitung aus neuer Perspektive gewinnen diese historischen Objekte an zusätzlicher Bedeutung und finden erneut Eingang in den Forschungsbetrieb. In der unmittelbaren Nähe zu jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und der völligen Offenheit gegenüber zukünftigen Forschungsmethoden und Fragestellungen liegt die besondere Qualität von Universitätssammlungen, die Peter Strohschneider als »Latenz« bezeichnet:

*»Zu dieser, ihre spezifische Bedeutung für wissenschaftliche Forschung mitkonstruierende Fähigkeit der Sammlung, die Möglichkeit der Aufmerksamkeit auf Unvorhersehbares zu wahren, will ich ›Latenz‹ sagen. [...] Dies bewahren die Dinge als Latenz: als Möglichkeit einer späteren Befassung mit anderen Erkenntnisinteressen, anderem Aufmerksamkeitsfokus, anderen Methoden, in anderen Theorierahmen.«<sup>16</sup>*

Die Universität Wien hat dieses Potential ihrer Sammlungen erkannt und trägt diesem Umstand Rechnung, indem sie seit den letzten Jahren eigene finanzielle Mittel für den Erhalt der Sammlungen zur Verfügung stellt, mit denen gezielte Restaurierungs- und Digitalisierungsmaßnahmen durchgeführt werden.

<sup>1</sup> <http://sammlungen.univie.ac.at/>

<sup>2</sup> Projekt-Website: <http://www.kulturtechnik.hu-berlin.de/content/kabinette-des-wissens>

<sup>3</sup> Die Website der Ausstellung ist nach wie vor aktiv: <http://www2.rz.hu-berlin.de/hzk/theatrum/>

<sup>4</sup> <http://umac.icom.museum/>

<sup>5</sup> <http://www.unimuseum.uni-tuebingen.de/index.html>

<sup>6</sup> In: Dokumentation zum Projekt »Universitäts-sammlungen in Deutschland: Untersuchungen zu Bestand und Geschichte«, Seite 1; siehe: <http://www.universitaetssammlungen.de/download/Projektdokumentation.pdf>

<sup>7</sup> <http://www.universitaetssammlungen.de/>

<sup>8</sup> <http://universitaetsmuseen.hu-berlin.de/>

<sup>9</sup> Online zugänglich unter: <http://wissenschaftliche-sammlungen.de/files/9213/7474/4488/10464-11-1.pdf>

<sup>10</sup> <http://wissenschaftliche-sammlungen.de/de/>

<sup>11</sup> Um die sehr heterogenen Sammlungsbestände an Universitäten zu ordnen und in ein System zu fassen, wurde im Zuge des oben genannten Projektes »*Universitäts-sammlungen in*

*Deutschland. Untersuchungen zu Bestand und Geschichte*« eine eigene Systematik entwickelt, die die Sammlungen nach ihrer organischen Struktur bzw. ihrem inneren Aufbau kategorisiert. Diese sehr sinnvolle Systematik hat sich inzwischen weitgehend durchgesetzt und wurde auch an der Universität Wien übernommen.

<sup>12</sup> Vgl. etwa die Ausstellung »*Kunstformen des Meeres. Zoologische Glasm Modelle von Leopold und Rudolf Blaschka 1863-1890*«, die im Jahr 2006 im Stadtmuseum Tübingen zu sehen war und die Modelle aus dem Zoologischen Institut der Universität Tübingen erstmals einem breiten Publikum zeigte.

<sup>13</sup> Te Heesen, Anke: in medias res. Zur Bedeutung von Universitäts-sammlungen. In: N.T.M. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 16 (2008), 490.

<sup>14</sup> [http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/objekt\\_des\\_monats/](http://bibliothek.univie.ac.at/sammlungen/objekt_des_monats/)

<sup>15</sup> Der Titel dieser Dissertation von Florian Huber lautet: »*Glasmoden. Die naturkundlichen Modelle der Werkstatt Blaschka zwischen Handwerk, Wissenschaft und Kunst.*«

<sup>16</sup> Strohschneider, Peter: Faszinationskraft der Dinge. Über Sammlung, Forschung und Universität. In: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften. Heft 8 (2012), 18.



#### *Neue Publikationswege*

»Vielfältig seit 1365«, so könnte man die Universität Wien beschreiben. So sehr sie sich auch in den letzten 650 Jahre gewandelt hat, eines blieb stets konstant: Die Internationalität von Studierenden und Lehrenden. Zahlreiche bekannte Forscherinnen und Forscher absolvierten ihr Studium, viele weltweit bekannte Persönlichkeiten lehrten an der Universität Wien. Diese Weitergabe von Wissen hat ihren Niederschlag in Vorträgen, Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Büchern, Radio- und Fernsehbeiträgen usw. gefunden. All diese Formen von Verfestigung und Verbreitung des Wissens aus den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen unterlagen zwar dem jeweiligen Wandel der Zeit, waren aber im Großen und Ganzen den gleichen wirtschaftlichen Bedingungen unterworfen. Wissen wurde meist aufgeschrieben, über Verlage publiziert und verkauft. Erst in den letzten Jahren kam es zu einer gravierenden Änderung. Das Internet hat neue Kommunikationswege, die eigenen Strukturen folgen, eröffnet und durch neue Kommunikationskanäle Möglichkeiten eröffnet, die vor wenigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wären. Im Gegensatz zu früher besteht nun die Möglichkeit, sehr schnell und ohne größeren bürokratischen Aufwand im Netz zu publizieren. Theoretisch kann sich jede Person spontan und weltweit zu einem Thema äußern und so Diskussionen auslösen. Dies passiert jede Minute z.B. in Form von Video-, Twitter- oder Blogbeiträgen. Diese Äußerungen sind jedoch meist flüchtiger Natur. Viele Seiten sind schon nach kurzer Zeit nicht mehr im Netz auffindbar, ganze Websites verschwinden, Blog- und Twitterbeiträge sind nur eine Zeitlang lesbar usw.

#### *Langzeitarchivierung – eine Vielfalt an Herausforderungen*

Der Wunsch dieser Flüchtigkeit entgegen zu wirken liegt nahe. Wissen soll nicht nur eine kurze Zeitspanne abrufbar sein, sondern dauerhaft zur Verfügung stehen. Das Bedürfnis, wichtige Inhalte auf lange Zeit zu archivieren und anderen zugänglich zu machen, führte u.a. zum Aufbau von Repositorien. Repositorien sollen Wissen in den unterschiedlichsten Ausprägungen archivieren und jederzeit wieder verfügbar machen – wenn möglich kostenlos und weltweit.

Beim Aufbau dieser Repositorien begegnet man zahlreichen Herausforderungen, die sowohl technisches, juristisches und fachliches Wissen benötigen. Technische Fragen betreffen die Überlegungen nach der geeigneten Software, nach den einzelnen Features, die ein Repository aufweisen muss, nach Formaten, die für eine Langzeitarchivierung geeignet sind usw. In letzter Zeit wird intensiv über die Möglichkeiten,



auch Forschungsdaten adäquat zu archivieren und zugänglich zu machen, diskutiert. Dabei stellen sich neue Fragen, z.B. nach Formaten, nach Metadaten und auch nach dem Umgang von großen Datenmengen. Das Stichwort »Big Data« ist eine neue Herausforderung für viele Wissensbereiche. Im juristischen Bereich ist zu fragen, wer Rechte auf welche Objekte besitzt und unter welchen Bedingungen die digitalen Inhalte weiterverbreitet werden dürfen. Dies betrifft den Umgang mit Lizenzen, mit Barrierefreiheit und mit der Möglichkeit, dort, wo es rechtlich erlaubt ist, Wissen frei zugänglich zu machen, also Open Access zu stellen. Fachliches Wissen benötigt man auch für den Bereich der Metadaten. Die Frage, wie digitale Inhalte so beschrieben werden können, dass sie auch von anderen, zum Teil fachfremden Personen aus Wissenschaft und Öffentlichkeit weiter genutzt werden können und zugleich mit anderen Systemen austauschbar sind, wird immer wichtiger. Wissen über die Strukturen, die für den Aufbau eines Repositoriums nötig sind, ist derzeit ebenfalls stark gefragt.

#### *Das Repository der Universität Wien*

2008 wurde an der Universität Wien mit *Phaidra* (Permanent Hosting, Archiving and Indexing of Digital Resources and Assets) ein zentrales digitales Repository aufgebaut.<sup>1</sup> Eine so genannte docked-Application wurde als Institutional Repository eingerichtet und steht den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unter dem Namen *u:scholar* zur Verfügung.<sup>2</sup> *U:scholar* steht in engem Zusammenhang mit der Forschungsdokumentation der Universität Wien. Im Rahmen dieses Angebots werden die Dokumente und Materialien im Internet unter Einhaltung von Qualitätsstandards für die Öffentlichkeit bereitgestellt. Damit ist *u:scholar* ein wichtiger Baustein der Open-Access-Aktivitäten zur Umsetzung der *Berliner Erklärung über den offenen Zugang zu wissenschaftlichem Wissen*, die am 26.01.2010 vom damaligen Rektor der Universität Wien unterzeichnet wurde.<sup>3</sup>

Eine weitere Anwendung, *PhaidraPlus*, wird in Kürze zunächst für die Visualisierung von Bildern innerhalb des Universitätsnetzes zur Verfügung stehen.<sup>4</sup> Ein temporärerer Bereich, *PhaidraTemp*, wird ebenfalls in absehbarer Zeit vor allem Lehrenden für die Zurverfügungstellung von Lehrinhalten, die nicht oder nicht sofort langzeitarchiviert werden sollen, bereitgestellt werden.

*Phaidra* selbst zeichnet sich durch Offenheit in alle Richtungen aus. Einerseits sind alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus dem wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Bereich der Universität Wien berechtigt, für sie wertvolle digitale Objekte auf lange Zeit zu archivieren, andererseits steht *Phaidra* auch allen Studierenden der Universität Wien zur Verfügung. *Phaidra* hat sich im Laufe der Zeit zu einem Pool entwickelt, aus dem nicht nur Forscherinnen und Forscher aus der ganzen Welt schöpfen können. Auch *Europeana*, die gemeinsame europäische digitale Bibliothek oder *OpenAIRE* nutzen die Inhalte von *Phaidra*. Diese sind darüber hinaus auch über Suchmaschinen auffindbar.

Der Output der Universität besteht nicht nur aus wissenschaftlichen Publikationen, auch Bilder, Videobeiträge, Audiomitschnitte, usw. zählen dazu. Die große Herausforderung liegt dabei heute nicht nur darin, dieses oft durch Drittmittel finanzierte Wissen zu sichern, sondern vor allem auch auf der Auswahl dessen, was als archivierungswürdig eingestuft

wird. Denn die Langzeitarchivierung ist aufwändig und kostenintensiv. Es muss nicht nur stets genügend Speicherplatz zur Verfügung stehen, sondern auch gewährleistet werden, dass die Daten jederzeit abrufbar sind. Dazu gehört auch, dass die archivierten Materialien evtl. in regelmäßigen Abständen in neue Formate übertragen, also migriert werden.

Wer entscheidet jedoch welche Objekte aus dem Pool derer, die täglich im Universitätsbetrieb anfallen, wirklich für alle Zeit gespeichert werden sollen? Die Universität Wien hat in dieser Frage mit *Phaidra* einen mutigen Schritt gewagt. Das an der Universitätsbibliothek angesiedelte Service wird seit 2008 allen Universitätsangehörigen angeboten. Die Nutzungsbedingungen<sup>5</sup> regeln, dass alle Personen, die lehrend, forschend oder studierend an der Universität Wien tätig sind, auch die Berechtigung haben, alle Objekte, die sie jeweils für archivierungswürdig halten, hochzuladen. Ausgenommen sind nur Objekte die aus rechtlichen Gründen nicht archiviert werden dürfen. Damit bestimmen erstmals nicht primär die Institutionen über die Archivierung von Materialien, sondern Einzelpersonen.

#### *Metadaten – bloß Zusätze?*

Auch bei der Beschreibung der Objekte, den so genannten Metadaten, wurden bei *Phaidra* neue Wege eingeschlagen. Jede Person, die ein Objekt in *Phaidra* hochlädt, ist selbst dafür verantwortlich, dass dieses Objekt adäquat beschrieben wird. Es existieren nur wenige Pflichtfelder, die ausgefüllt werden müssen, aber viele zusätzliche Felder, die eine Zuordnung des Objekts in den wissenschaftlichen Kontext erleichtert. Diese Metadaten, die in zahlreichen Sprachen eingegeben werden können, sind jederzeit vom Eigentümer der Objekte veränderbar. Dem Eigentümer steht es auch frei, die Objekte der ganzen Welt via Creative Common-Lizenzen frei verfügbar zu machen, oder sie nur einem eingeschränkten Kreis an Usern zu öffnen.

Dem Berliner Appell ([www.berliner-appell.org](http://www.berliner-appell.org)) zufolge setzt *Phaidra* auf Nachhaltigkeit von digitalen Inhalten. Die Universität Wien, bzw. die Universitätsbibliothek Wien sieht in der Langzeitarchivierung von wertvollen digitalen Inhalten eine dauerhafte Aufgabe. Erworbenes Wissen und Erfahrungen wird mit anderen *Phaidra*-Partnern (siehe [www.phaidra.org](http://www.phaidra.org)), *Phaidra*-Usern und auf nationalen und internationalen Symposien geteilt. Die rechtlichen Möglichkeiten und Grenzen werden regelmäßig mit einem auf Langzeitarchivierung spezialisierten Juristen besprochen. Offene und standardisierte Formate werden in *Phaidra* bevorzugt.

#### *Forschung: von den Materialien bis zu den Ergebnissen gespiegelt in Phaidra*

*Phaidra* archiviert jedoch nicht nur Forschungsmaterialien, bzw. -Ergebnisse, die in der Gegenwart entstehen, sondern auch jene, die im Laufe der Zeit an der Universität Wien produziert bzw. gesammelt wurden. Dazu zählen vor allem historische Bücher und Inkunabeln, aber auch die unterschiedlichsten Sammlungen der Universität Wien wie etwa Diasammlungen, Bestände an Videos oder Wandtafeln. Wandtafeln wurden im Zeitraum von 1870 bis in die 1970er Jahre als Lehrbehelfe zur Veranschaulichung von Wissen verwendet.<sup>6</sup> Die Tafeln wurden im täglichen Lehrbetrieb eingesetzt und waren in der Herstellung ziemlich kostenintensiv. Sie wurden entweder gemalt oder aus aufkaschierten

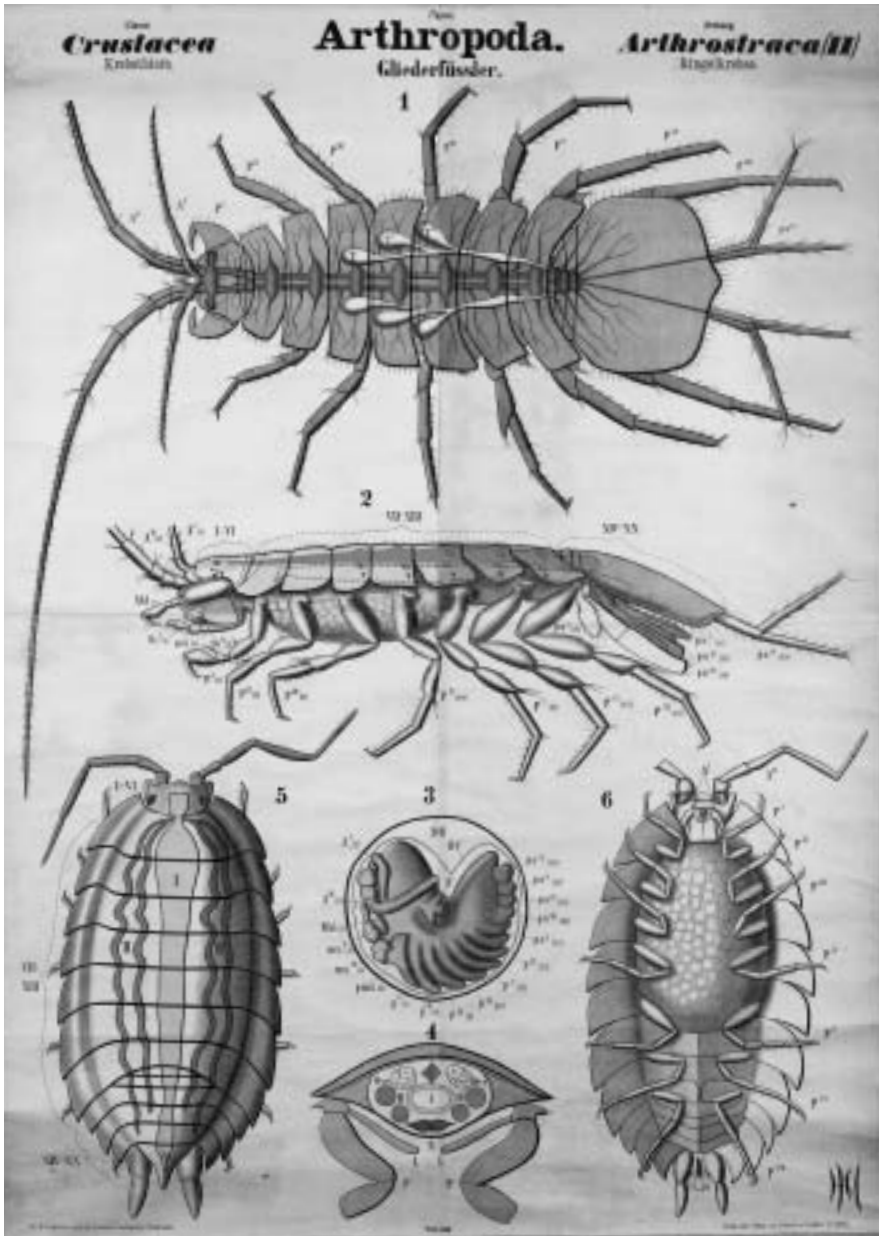


Abb. 1: Wandtafel Wasserassel

Drucken hergestellt und sind heute aus wissenschaftshistorischer und bildungswissenschaftlicher Sicht interessant. Die Wandtafeln wurden in unterschiedlichen Fachgebieten eingesetzt, zeigten beispielsweise in der Zoologie die Entwicklungsstufen von Lebewesen auf einen Blick, naturgetreue Querschnitte und Abbildung unterschiedlichster Tiere oder physikalische Phänomene, wie etwa die Spectraltafel nach der Originalzeichnung von G. Kirchhoff und R. Bunsen

Derzeit werden im Rahmen eines Projekts die Wandtafeln aus dem Bestand des Instituts für Pflanzenphysiologie (1848-1999), des Instituts für Ökologie und Naturschutz (2000-2005), des Fakultätszentrums Ökologie (2005-2013) zum Teil aufwändig restauriert, digitalisiert und in guter Auflösung in *Phaidra* archiviert.<sup>7</sup>

Die Digitalisierung von analogen Medien benötigt große personelle und finanzielle Ressourcen und zugleich fachliches und technisches Wissen. Anhand einiger Beispiele soll gezeigt werden, welche Bestände bereits das reichhaltige und vielfältige Lehren und Forschen an der Universität spiegelt.

Darunter sind unter anderem die Gründungsurkunden der Universität Wien, die Bestimmungen über die innere Organisation, die akademische Gerichtsbarkeit und die Einrichtung eines eigenen nie verwirklichten Universitätsviertels innerhalb der Stadtmauern enthalten. Man findet jedoch auch Porträts von Wissenschaftlern, wie etwa Emil Zuckerkanndl oder Josef von Hammer-Purgstall, den 1. Präsidenten der Akademie der Wissenschaften.

Auch Szenen aus dem studentischen Leben sind hier archiviert, Abbildungen von Gemälden der unterschiedlichen Gebäude der Universität Wien, etwa den Universitätsplatz mit der Universitäts- oder Jesuitenkirche vor dem Jahre 1754 oder die Eröffnung des Universitätsgebäudes am Ring 1884.



Abb. 2: Spectraltafel nach der Originalzeichnung von G. Kirchhoff und R. Bunsen.

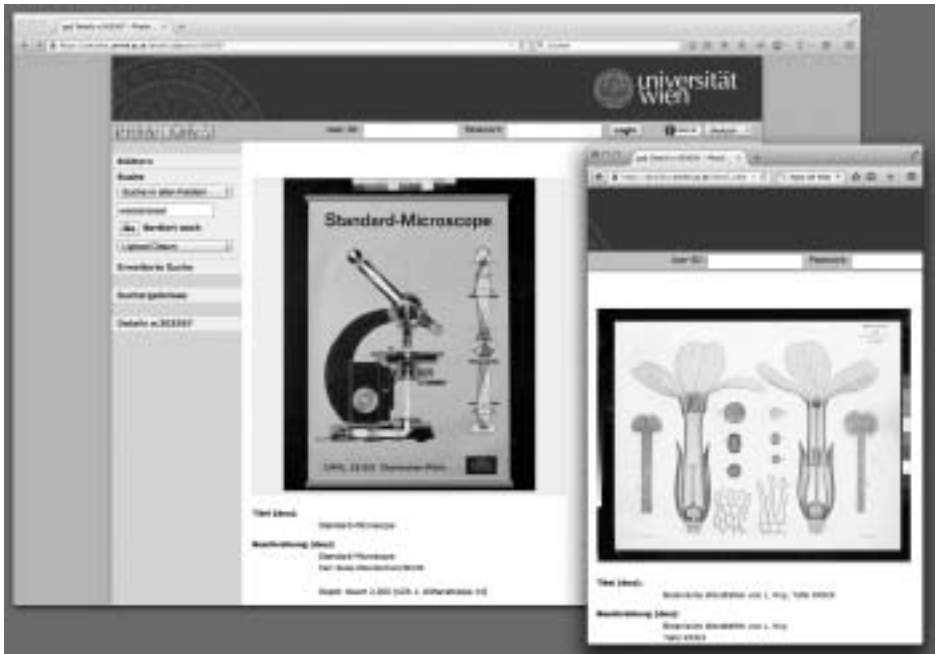


Abb. 3: Beispiele: Aufbau des Mikroskops;  
Abbildung der Sexualorgane der Pflanzen

Mitunter werden auch Zeitschriften retrodigitalisiert und in Phaidra zur Verfügung gestellt, beispielsweise Ausgaben der Wissenschaftlichen Nachrichten (<http://phaidra.univie.ac.at/o:361112>). Diese seit 1963 im Auftrag des Bildungsministeriums von der Arbeitsgemeinschaft der Physiklehrer an Höheren Schulen in Wien herausgegebene Zeitschrift richtet sich in erster Linie an die Lehrer und Lehrerinnen an höheren Schulen. Die Zeitschrift versteht sich als stetig wachsende Sammlung von Materialien zur Fortbildung in mehreren Fachrichtungen:

- Grundwissenschaftliche Probleme;
  - Biologie und Geowissenschaften;
  - Chemie;
  - Mathematik;
  - Physik und Astronomie;
  - Wirtschafts- und Sozialgeographie, Wirtschaftsinformationen.
- Die Österreichische Zentralbibliothek für Physik und der Herausgeber sind übereingekommen, ein vollständiges Archiv der gedruckt erschienen Ausgaben der Zeitschrift aufzubauen und der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

Auch das Magazin für Theater-Film und Medienwissenschaften SYN, ein Printmagazin, das Studierenden eine Plattform bieten soll, wissenschaftliche Arbeiten, die während des Studiums geschrieben werden, zu veröffentlichen, ist in Phaidra archiviert. Die einzelnen SYN-Ausgaben werden parallel zur Druckveröffentlichung in Phaidra, dem Digital Asset Management System der Universität Wien, langzeitarchiviert und nach

Abb. 4: Aus dem Archiv der Universität Wien sind derzeit 9114 Objekte in Phaidra archiviert. Man findet auch Porträts von Wissenschaftlern, wie etwa Emil Zuckerkandl oder Josef von Hammer-Purgstall.







Abb. 5: Mitunter werden auch Zeitschriften retrodigitalisiert und in Phaidra zur Verfügung gestellt



Abb. 6: iPres – International Conference on Preservation of Digital Object

zwei Jahren für die Öffentlichkeit freigegeben (delayed open access, <http://phaidra.univie.ac.at/o:360670>), die einzelnen Artikel haben eigene zitierfähige Signaturen, so genannte Permanentidentifizierer und können separat downgeloaden werden.

Die iPres – International Conference on Preservation of Digital Object nutzt Phaidra um den Output von mittlerweile neun Konferenzen aus den Jahren 2004-2012 zu archivieren und unter einer Creative-Commons-Lizenz zur Verfügung zu stellen.

Phaidra wird vor allem in Bereichen, in denen Forschungen sonst kaum oder nur für einen kleinen Kreis an Interessierten sichtbar wäre, eingesetzt. So haben etwa TeilnehmerInnen des Universitätslehrganges *Library & Information Studies* zusammen mit der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung begonnen ein Digitales Archiv zur Kinder- und Jugendliteraturforschung aufzubauen. (<http://phaidra.univie.ac.at/o:299183>)

### Was wird bleiben?

Digitale Langzeitarchivierung erfordert nicht nur Wissen in unterschiedlichen Fachgebieten sondern auch eine permanente Beschäftigung mit neuen technischen Möglichkeiten, juristischen und strukturellen Fragen. Entscheidend ist natürlich auch, welche Objekte in Zukunft als archivierungswürdig eingestuft werden und bei wem die Verantwortung diese Entscheidung zu treffen liegen wird. Mit diesen Fragen beschäftigt sich unter anderem das österreichweite Projekt e-infrastructures Austria, welches im Jänner 2014 initiiert wurde. Gesamtziel ist der koordinierte Aufbau und die Weiterentwicklung von Repositorieninfrastrukturen für Forschung und Lehre in ganz Österreich (<http://www.e-infrastructures.at/>). Einzelne Repositorienbetreiber, wie etwa *Phaidra*, profitieren davon in allen Bereichen. Nicht nur technisches und juristisches Wissen wächst ständig, sondern auch das Bewusstsein, dass wir heute dafür sorgen müssen, jene Objekte auf lange Zeit zu archivieren, welche morgen als unser gemeinsames kulturelles Erbe gelten, bzw. für weitere Forschungen die Grundlage bilden werden.<sup>8</sup>

<sup>1</sup> Mehr darüber unter <http://phaidraservice.univie.ac.at/>

<sup>2</sup> <https://uscholar.univie.ac.at/>

<sup>3</sup> Näheres unter <https://uscholar.univie.ac.at/info/policy>

<sup>4</sup> <https://phaidraplus.univie.ac.at/>

<sup>5</sup> <http://phaidraservice.univie.ac.at/juristisches/nutzungsbedingungen/>

<sup>6</sup> Siehe Siderits, D.: Sammlung Zoologischer Wandtafeln. In: Claudia F. (Hrsg.): *Schaukästen der Wissenschaft. Die Sammlungen an der Universität Wien*. Wien 2012.

<sup>7</sup> Siehe <http://phaidra.univie.ac.at/o:299999>

<sup>8</sup> Siehe dazu auch: P. Klimpel; J. Keiper (Hrsg.): *Was bleibt? Nachhaltigkeit der Kultur in der digitalen Welt*. Berlin: 2013.

Eine biobibliographische Skizze nebst Kühnerts  
Schreiben an Joseph von Karabacek



Abb. 1:  
Franz Kühnert (mit eigenh.  
Widmung an G. Schlegel)  
(Kerncollectie Fotografie,  
Museum voor Volkenkunde,  
Leiden  
Sign.: A80-50 – Abdruck mit  
freundlicher Genehmigung)

### Biographisches

Die wenigen bekannten Daten über Franz Kühnert sind rasch aufgezählt. Geboren wurde er am 19.7.1852 in Wien. Von 1871 bis 1875 studierte er Mathematik und Physik an der Wiener Universität; anschließend war er Assistent des K.K. Gradmessungs-Bureau unter Theodor Ritter von Oppolzer<sup>1</sup>. Aus dieser Zeit stammen einige Publikationen über Längenmessungen. 1884 wurde er zum zweiten Observator, 1890 zum Adjunkten ernannt. Kurz vor seinem Tode erhielt er Titel und Charakter eines Regierungsrats. Kühnert wurde durch Oppolzer und seine Forschungen zum Studium des Chinesischen angeregt; insbesondere war es die Frage der Datierung einer im *Shujing*, dem klassischen Buch der Urkunden, erwähnten Finsternis, die ihn mit Gustav Schlegel<sup>2</sup>, dem Leidener Sinologen, in Kontakt setzte (1879); die Sprache lernte er brieflich bei Wil-

helm Schott<sup>3</sup> in Berlin, soweit das eben in einem Briefwechsel geschehen kann. Der Mangel an intensiver Sprachausbildung und Lektüre ist Kühnerts Arbeiten anzumerken. Kühnert schätzte Schlegel hoch, wie auch das erhaltene mit Widmung versehene Foto dokumentiert; allerdings setzte er sich durch die Verteidigung von Thesen des Meisters mancher Kritik aus. Für F. C. Ginzels Arbeit über Finsternisse steuerte er Übersetzungen aus dem *Hou Han-shu* bei, seine sinologische Erstlingsarbeit. Die allererste Anregung zum Chinesischen soll allerdings noch eine andere gewesen sein: Oppolzer wünschte für seine umfassende Sammlung von Logarithmentafeln auch die chinesische Fassung der Tafeln Vlacqs *Arithmetica logarithmica*<sup>4</sup> und *Trigonometria artificialis* zu haben und bestellte diese in Peking, bekam aber dann nicht nur die Tafeln selbst, sondern das vierbändige Werk, in das einzudringen nun eine besondere Herausforderung für Kühnert darstellte. – 1885 promovierte Kühnert an der Wiener Universität mit der Arbeit: *Untersuchungen über die definitiven Elemente des Planeten (153) Hilda und den Einfluß der Unsicherheit jenes auf den errechneten Ort* (PN 394 der Universität Wien). 1886 hörte er Sanskrit bei Bühler<sup>5</sup> in Wien. 1891 habilitierte er sich als Privatdozent für Chinesisch an der Wiener Universität, wo er bis zu seinem Tode lehrte. August 1892–1893 hielt er sich studienhalber in China auf, meist in Nanjing; dafür hatte ihn das Kultusministerium für ein Jahr beurlaubt und ihm ein Reisestipendium verliehen. Im Februar 1895 erhielt er einen weiteren einjährigen Urlaub zur Aufarbeitung seiner Materialien. Von 1897 bis 1916 war er überdies Lehrbeauftragter an der Konsularakademie (vorher: Orientalische Akademie) in Wien. Am 25.9.1918 ist Kühnert in Wien an der Ruhr gestorben. Er war seit dem 8.10.1901 mit Maria Anna Rothansl, der Tochter eines Wiener Notars verheiratet und hatte zwei Kinder. Kühnert war musikalisch und ein guter Flötenspieler.

Kühnerts Arbeiten beschäftigen sich naturgemäß mit Astronomie, dann aber auch mit Musik, besonders vom akustischen Standpunkt aus, und mit Linguistik. Seine Bemühungen auf dem Gebiet der chinesischen Philosophie haben ihm herbe Kritik seitens Arthur von Rostthorns<sup>6</sup> eingetragen, wie generell seine sinologischen Beiträge kritisch zu beurteilen sind. Eine eingehende fachliche, gerechte Wertung Kühnerts hat Bernhard Führer vorgenommen (vgl. die Bibliographie), die keiner Korrektur bedarf und hier nicht wiederholt werden muss. Hinzuzufügen ist, dass Coblin Kühnerts ausführliche Mitteilungen zur Lautung des Nanjing-Dialekts mangels sonstiger Quellen für wertvoll hält.

Das folgende Verzeichnis der Veröffentlichungen Kühnerts wurde durch die Recherchen bei der Katalogisierung der mandschurischen Bücher der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien angeregt.<sup>7</sup> In der Sammlung von Handschriften und alten Drucken dieser Bibliothek findet sich nämlich nicht nur der im Anhang wiedergegebene Briefwechsel mit Joseph von Karabacek<sup>8</sup>, sondern auch eine *Beschreibung der vom Herrn Generalconsul Joseph Haas<sup>9</sup> der k. und k. Hofbibliothek übersandten Bücher* (35 + 11 Seiten; bearbeitet zwischen dem 4. Dez. 1893 und dem 1. Juni 1894). Dieses Verzeichnis ist eine Überarbeitung und Ergänzung der Pfizmaier-schen Katalognotizen.<sup>10</sup>

Das Schriftenverzeichnis enthält bei Akademiepublikationen neben den Metadaten Kühnerts eigene Resümeees, um damit die Absichten und Ansichten des Autors deutlich zu machen.

Veröffentlichungen Franz Kühnerts

1874

Fortsetzung der Ephemeriden des am 11. April l. Jahres von Winnecke entdeckten Cometen (Cf. *Astronomische Nachrichten* Nr. 1987, Jg. 1873). *Astronomische Nachrichten* 84 (1874) 93–96 / Gez.: Wien 1874, Juni 1. F. Kühnert.

1876

Elemente und Ephemeriden des Planeten (153) Hilda. *Astronomische Nachrichten* 87 (1876) 173–176  
Gez.: Wien, den 20. Jänner 1876. F. Kühnert.

1877

Comet Winnecke, beobachtet am Meridiankreis der Josephstädter Sternwarte. *Astronomische Nachrichten* 89 (1877) 327–328 / Beobachter: Kühnert. Gez.: V. Opolzer.

1879

Über die Bahn des Planeten (153) Hilda. Von Franz Kühnert, Observator der k.k. Gradmessung. *Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* 78, 2. Abt., Jg. 1878. Wien 1879, 1013–1042  
[Der Planet wurde von J. Palisa am 2.11.1875 entdeckt].

Folgerungen aus v. Opolzer's neuer Methode für die Bearbeitung späterer Oppositionen. Von F. Kühnert. *Astronomische Nachrichten* 95 (1879) 145–150 / Gez.: F. Kühnert

Cf. Neue Methode zur Bestimmung der Bahnelemente gleicher Wahrscheinlichkeit für einen kleinen Planeten aus den Beobachtungen einer Erscheinungen, von Prof. v. Opolzer. *Monatsberichte der Kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin*. Oct. 1878.

1881

*De terminarea diferenței de longitudine intra Iași și Cernauți*, executata de C. Capitanescu .... Kühnert .... Bucuresci 1881, 56 S.  
Deutsche Fassung → 1890.

1882

Friedrich Karl Ginzl: *Astronomische Untersuchungen über Finsternisse*. 1. Abh.: Die zwischen 26 & 103 v. Chr. stattgeh. Sonnenfinsternisse. *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Wien. Math.-nat. Klasse* 85 (1882) 2. Abt., 663–747 / S. 718–747: Übersetzung aus dem *Hou Han-shu* 後漢書, von Kühnert.

1886

Über die definitiven Elemente des Planeten (153) Hilda. Von Dr. Franz Kühnert, Observator der k.k. Gradmessung. (Vorgelegt in der Sitzung am 21. Jänner 1886). *Sitzungsberichte der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften* 93, 2. Abt. Jg. 1886. Wien 1886, 153–187.

1888

Über einige Lautcomplexe des Shanghai-Dialectes. Von Dr. Franz Kühnert. Wien: Tempsky 1888. 17 S.  
Aus: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 116 (1888) 235–249.

Der Stern von Bethlehem. *Österreichische Monatsschrift für den Orient* 14 (1888) 41–43 / Gez.: Dr. F. Kühnert.

Das Kalenderwesen bei den Chinesen. *Österreichische Monatsschrift für den Orient* 14 (1888) 111–116 / Gez.: Dr. Fr. Kühnert / Vgl. ebda., 137–138: B. Singer und F. Kühnert: Über das chinesische Kalenderwesen. Das Geistesleben der Chinesen in Schrift und Sprache. Vortrag.

*Monatsblätter des Wissenschaftlichen Club, Wien 1887/88. Außerordentl. Beilage Nr 9, 83–95*  
Vortrag vom 29. März 1888.

1889

*Die Schu-king-Finsternis.* Von Dr. Gustav Schlegel, Professor der chinesischen Sprache an der Universität Leiden und Dr. Franz Kühnert, Observator der k.k. Gradmessung in Wien. Veröffentlicht durch die Königliche Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam. Amsterdam 1889, 20 S. Aus: *Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen*, Afd. Letterkunde 19.2.

Rez.: E. Eitel in *China Review* 18 (1889/90) 265–266 / E. H. Parker in *China Review* 19 (1890/91) 262 / H. Kern, J. A. C. Oudemans in *Verslagen en mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen*, Amsterdam, Afd. Letterkunde III,6 (1889) 316–319 / E. von Zach, Zur Frage der Shuking-Finsterniss. In: Zach, *Lexicographische Beiträge*. Peking 2 (1903) 102–105.

1890

Heißt bei den Chinesen jeder einzelne solar term auch tsiet-k'i und ist ihr unsichtbarer Wandelstern k'i thatsächlich unser Sonnencyclus von 28 julianischen Jahren? Von Dr. Fr. Kühnert. *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 44 (1890) 256–266.

Ein Kapitel des Schu-li-tsing-iün. Von Fr. Kühnert. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 4 (1890) 265–283 [Das 1. Kapitel des 數理精蘊 (1713–1738), in annotiert-er Übersetzung].

[Rez.] Uralaltaische Forschungen von Willy Bang. Leipzig 1890. *T'oung Pao* 1 (1890) 346–347 / Gez.: F. Kühnert, Wien, Nov. 1890. *Zur Kenntnis der älteren Lautwerthe des Chinesischen.* Von Dr. Franz Küh-

nert. Wien: Tempsky 1890, 40 S. Aus: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Klasse* 122,9. [Über die Reimtabellen in der Einleitung zum *Kangxi zidian* 康熙字典]

Rez.: G. Schlegel in *T'oung Pao* 1 (1890) 420–430 / E.G. Pulleynank, *European studies on Chinese phonology*. In: *Europe studies China*. London 1995, 344–345.

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Jassy und Czernowitz. Ausgeführt von C. Capitaneanu und Franz Kühnert, September–October 1875. *Astronomische Arbeiten des K.K. Gradmessungs-Bureau*, ausgeführt unter Leitung des Hofraths Theodor v. Oppolzer. Wien, Prag, Leipzig 2 (1890) 149–197 (Publicationen für internationale Erdmessung).

1891

Der chinesische Kalender nach Yao's Grundlagen und die wahrscheinlichste allmähliche Entwicklung und Vervollkommnung desselben. Von Fr. Kühnert, *T'oung Pao* 2 (1891) 49–80, 1 Taf.

[Rez.] Études ouralo-altaïques par Willy Bang. [Muséon.] *T'oung Pao* 2 (1891) 352–354 / Gez.: F. Kühnert. Wien, im September.

Die Partikel 是 in Lao-tsi's Taò-tek-k'ing. Von Franz Kühnert. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 5 (1891) 327–342.

1892

Über die Bedeutung der drei Perioden Tschang 章, Pu 部 und Ki 紀, sowie über den Elementen- und den sog. Wahlcyclus bei den Chinesen. Von Dr. Franz Kühnert, Privatdocent an der K.K. Universität Wien. Wien 1892, 40 S. Aus: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 125, 4.



Bestimmung der Längendifferenz zwischen Wien und Greenwich. Ausgeführt von Franz Kühnert und A. Nahlik, Juli–September 1876. *Astronomische Arbeiten des K.K. Gradmessungs-Bureau* 4 (1892) 1–136.

1893

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Wien und Berlin. Ausgeführt von Franz Kühnert und E. Becker, Juli–September 1876. *Astronomische Arbeiten des K.K. Gradmessungs-Bureau* 5 (1893) 1–63.

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Berlin und Greenwich. Ausgeführt von E. Becker, A. Nahlik und Franz Kühnert. Juli–September 1876. *Astronomische Arbeiten des K.K. Gradmessungs-Bureau* 5 (1893) 65–127.

Chinesische Musik. *Presse* (Wien) 19. April 1893 / *Gez.*: Nanking, Jänner 1893. Dr. F. Kühnert.

Das astronomische Observatorium in Peking. *Presse* (Wien) ... 1893 [Nach Cordier: *Bibl. sin.*: 19. April 1893, aber dort nicht ermittelt. Cordier hat vermutlich das Datum des vorigen Beitrags übernommen].

Der chinesische Todtencult. *Ostasiatischer Lloyd*, 9. Juni 1893, 548–549 *Gez.*: K. F.

Die Entstehung der Welt und des Menschen nach chinesischer Anschauung. Von Franz Kühnert (Wien). *Das Ausland* 66 (1893) 151–154.

Aus einem Brief des Dr. F. Kühnert an Professor Friedrich Müller. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 7 (1893) 106–108 / *Gez.*: Nanking, 12. December 1892.

Die Gräber der Ming (Ming hiao ling). *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 7 (1893) 108–110 /

*Gez.*: Nanking, 3. December 1892. Dr. Franz Kühnert.

Ein Ladenschildpaar in Nanking. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 7 (1893) 212–214 / *Gez.*: Nanking, Jänner 1893. Dr. F. Kühnert.

Einige Bemerkungen über die Sheng im Chinesischen und den Nanking-Dialect. Von Dr. Fr. Kühnert, Privatdocent an der Universität Wien. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 7 (1893) 302–310 / *Gez.*: Nanking, im Dezember 1892.

1894

Die Philosophie des Kong-dsy (Confucius) auf Grund des Urtextes (Ein Beitrag zur Revision der bisherigen Auffassungen). I. Das Dahjo. *Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 31 (1894) 91–92

Das Resümee lautet:

»Der Verfasser begründet zunächst, wie er bemerkt, die Rechtfertigung einer neuerlichen Betrachtung dieser Lehre. Auf Grund des Urtextes (chin.) und mit Entwicklung der begrifflichen Bedeutung der einzelnen Termini aus dem Sprachgebrauch gibt er vorerst eine zusammenhängende Darstellung des Dahjo oder der theoretischen Philosophie des Confucius. Anschließend hieran werden die in letzter Zeit gegen diese Lehre erhobenen Einwände kritisch untersucht, und wird nachgewiesen, daß dieselben lediglich Mißverständnisse und auf Übersetzungsfehler zurückzuführen seien, welche durch einen Standpunkt außerhalb und nicht in der Philosophie bedingt wurden.

Der theoretische Theil der confucianischen Lehre, das Dahjo beschäftigt sich mit dem Nachweise, daß der Standpunkt der höchsten Vollkommenheit, das oberste Princip sei, welches in zweifacher Richtung betrachtet werden müsse: 1. in Bezug auf den einzelnen Menschen an sich, 2. in Bezug auf das Verhältniss der Men-

schen zu einander. Beide Beziehungen wurzeln in der Ausbildung des eigenen Selbst, welche für alle Menschen, ob Kaiser oder Knecht, Grundlage sein müsse.

Die Ausbildung dieses eigenen Ich hängt innig zusammen mit der Entwicklung der menschlichen Thätigkeit des Vorstellens, Fühlens und Strebens. Letztere, in sich vollkommen, an sich leer, das ist unbethätigt, muß erst wirksam gemacht werden, damit sie sich zu einer Kraft, welche in dem Menschen wirksam ist, umbilde, d.h. zur Tugend. Der ganze Nachweis ruht in einer siebengliedrigen Kette, welche zum Schlußsatze führt: für alle Menschen vom Kaiser herab bis zum gemeinen Manne ist daher dies das Einzige, sie alle müssen die Ausbildung des eigenen Ich zur Grundlage machen. Als Erstes wird hiebei die Untersuchung des Wesens der Dinge gesetzt oder die vollkommene Ausbildung des Wissens. Erst diese führt zu wahren Begriffen und Begehungen, d.h. zu einem richtigen Vorstellen, Fühlen und Streben, zu einer Ichvorstellung und in weiterer Folge zu einer Regelung des gegenseitigen Verhältnisses der verschiedenen Menschen auf der Welt, welches in der Familie und dem Staate zum Ausdruck kommt.

Der Verfasser stellt zum Schlusse eine analoge Bearbeitung des praktischen Theiles dieser Philosophie, des Tschongjong, in Aussicht.«

Über einige Klippen bei Übersetzungen aus dem Chinesischen. Von Dr. Fr. Kühnert, Privatdocent an der Universität Wien. Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 8.1894, 211–223 / [Anm.:] »Die in der vorliegenden Arbeit gerügten Irrthümer rühren von Dr. Pfizmaier her. – F. Müller.«

Chinas Eigenarth. Mittheilungen der österreichisch-israelitischen Union 61 (1894) 2–14 / Nicht gesehen (nach Führer).

Die chinesische Sprache zu Nanking. Von Dr. Franz Kühnert, Privatdocent an der K.K. Universität in

Wien. (Mit 2 Taf.) Wien: Tempsky 1894. 38 S. 8°

Aus: Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe 131, 6. / Vgl. Anzeiger der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe 31 (1894) 24–25 Rez.: T. W[atthers] in Journal of the Royal Asiatic Society 1896, 237–240

Das Resümee im Anzeiger lautet:

»Der Verfasser unterscheidet, wie er bemerkt, hiebei die Nanking-Aussprache des Koan-hoa von der Vulgärsprache oder dem T'u-hoa. Die Abhandlung selbst beschäftigt sich nur mit den generellen Unterschieden des Nanking-Chinesisch, während speciellere Angaben und detaillirte Nachweise, inglichen das vollständige Syllabar einer späteren Arbeit vorbehalten wird. der Verfasser bemerkt zunächst, daß mit Ausnahme eines einzigen Werkes, in dem wenige Seiten dem Nanking-Dialekt gewidmet sind, Alles, was bis jetzt über das Nanking-Chinesische gegeben wurde, ein Gemisch von Nanking und Peking-Chinesisch ist. Als Hauptcharacteristica sind anzuführen: die Ersetzung des anlautenden n durch l, der gänzliche Mangel eines anlautenden w und ng, die Nivellirung von auslautenden in und ing zu ing, von an und ang zu französisch nasalirtem a, wie ein, deutliches Hervortreten des Kehlkopfverschlusses bei geschlossenen Vocalen, so daß, wie Mateer schon bemerkt, die Laute fast wie zweisilbige klingen, und die prägnante Färbung der geschlossenen Vocale. In gleicher Weise ist als Charakteristikon die Bildung der Worttöne anzuführen. Im Weiteren werden markante Spracheigenheiten und Nankingismen und ihr Hauptunterschied zwischen dem Hochchinesisch und der Vulgärsprache zu Nanking angeführt.«

1895

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Czernowitz und Wien. Ausgeführt von G. v. Steeb und Franz Kühnert. Mai–Juni 1875. Astronomische Arbeiten des K.K. Gradmessungs-Bureau 7 (1895) 65–133

Die Philosophie des Kong-dsy (Confucius) auf Grund des Urtextes. Ein Beitrag zur Revision der bisherigen Auffassungen. Von Dr. Fr. Kühnert, Privatdocent an der Universität Wien. Wien: Tempsky 1895. 52 S.  
Aus: *Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 132, 8.  
Rez.: T. W[atters] in *Journal of the Royal Asiatic Society* 1896, 137–240  
Arthur v. Rosthorn: *Confucius, Legge, Kühnert*. Wien 1896.

Einige Bemerkungen zu Heller's »Das Nestorianische Denkmal zu Singan-fu«. Von Fr. Kühnert. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 9 (1895) 26–43  
Zu: Johann Ev. Heller S.J.: Das Nestorianische Denkmal in Singan-fu. *Zeitschrift für katholische Theologie* 9 (1885) 74–123  
Prolegomena zu einer neuen Ausgabe der nestorianischen Inschrift von Signan fu. Von Dr. Joh. Heller S.J. *Verhandlungen des VII. Internationalen Orientalisten-Congresses*. Wien 1886, Hochasiat. u. malayo-poly-nes. Section, S. 37–48

Zu Kühnerts Artikel:  
Dazu: Willi Cohn-Antenorid: Zu Fr. Kühnert's Aufsatz »Einige Bemerkungen zu Heller's Das Nestorianische Denkmal zu Singan-fu«. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 9 (1885) 179–180. [Zur Schreibung der Namen Ahron und Abraham]  
Johannes Heller: Beleuchtung der Bemerkungen Kühnert's zu meinen Schriften über das nestorianische Denkmal in Singan fu. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 9 (1885) 301–320  
Dazu dann wieder Kühnert: Entgegnung auf Heller's »Beleuchtung«. Von Fr. Kühnert. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 9 (1895) 321–327

1896  
Über den Rhythmus im Chinesischen. Von Dr. Fr. Kühnert, Privatdocent an der Universität Wien. Wien 1896. 54 S.  
Aus: *Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 134, 3. | Vgl. *Anzeiger der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 32 (1896) 84–86  
Rez.: G. Schlegel in *T'oung Pao* 7 (1896) 285–286 | Erwin v. Zach: Zu Kühnerts Über den Rhythmus im Chinesischen. In: Zach, *Lexicographische Beiträge* 2. Peking 1903, 109–113.

#### Resümee:

»Der Verfasser hat, wie er bemerkt, den Rhythmus, als einen der wichtigsten Punkte bei der chinesischen Sprache und daher auch der Grammatik, während seines Aufenthaltes in China mit zu einem Hauptpunkt seiner Studien gemacht. Die Behandlung des Rhythmus selbst erforderte aber zum voraus umfangreiche Studien in den verwandten Fächern, die es mit einem solchen zu thun haben, ehe an eine gesichtete Darstellung der rhythmischen Erscheinungsformen gegangen werden konnte. Dementsprechend wurde die Arbeit eine kritische Untersuchung. Es mußten vor Allem die charakteristischen Eigenschaften des Rhythmus festgelegt, dann die erkannten Erscheinungsformen an einer genügenden Anzahl von Fällen erprobt werden, bevor an ein Urtheil geschritten werden durfte, weil sich bei der Untersuchung selbst ergab, daß die Mehrzahl der bisherigen Erläuterungen über den Rhythmus im Chinesischen etwas stiefmütterlicher Natur, überdies aber auch nichts weniger als charakterisirend für das Wesen dieses Rhythmus sind.

Der sichern Überzeugung lebend, daß er diesem wichtigen Factor in der Sprache des Mittelreiches näher getreten sei, als es bisher der Fall war, fühlt er sich doch zu der Bemerkung gedrungen, daß Niemand ohne directe mündliche Unterweisung auf Grund schriftlicher Erörterung auch praktisch Herr des chinesischen

Rhythmus werden könne, weil die Empfindung für den Rhythmus lediglich nur durch directe sinnliche Wahrnehmung geweckt und gebildet werden könne. Er unterscheidet drei Haupterscheinungsformen des Rhythmus im Chinesischen.

Die erste derselben ist der freiere Rhythmus in der Prosa, der durch die logischen Accente bedingt, infolge des hierauf begründeten schnellere Hinwegeilens über einzelne Satztheile oder Perioden, der gewichtigeren Hervorhebung einzelner Gedanken; der innigeren lautlichen Aneinanderreihung mehrerer Worte zu einem Begriffe entsteht und analog dem Numerus oratorius unserer Sprache mehr auf Grund des Sprachgefühls von dem betreffenden Leser herausgefunden werden muß, als sich demselben aufdrängt.

Die zweite Erscheinungsform ist jene des strengen Rhythmus in der Prosa, bei dem die Gebilde Rhythmus im engeren und weiteren Sinne aufweisen. Derselbe steht in innigem Zusammenhange mit der Satzconstruction, weil er durch diese erzeugt wird. Seine Gebilde streifen an die rhythmisch-metrischen Formen unserer poetischen Erzeugnisse und machen sich mit Gewalt der Empfindung als streng rhythmische Formen der Prosa fühlbar. Hieher gehören auch jene Gebilde, die man bisher unter dem Namen Parallelismus, als einer Verbindung von Rhythmus und Antithese, begriff, wobei jedoch – wie in der Abhandlung gezeigt wird – dieser Begriff und die aufgestellten Regeln mit jenen Gebilden im Widerspruch stehen, welche der Chinese als parallele Phrasen bezeichnen. Das richtige Gesetz hiefür wurde nur von G. Schlegel gegeben und von Zottoli angedeutet.

Die dritte Erscheinungsform offenbart sich in den rhythmisch-metrischen Gebilden der chinesischen Poesie. Hier ist die schöne Form das zunächst Festgelegte, an die der Dichter mit Nothwendigkeit gebunden ist. Nicht lediglich die Beziehung der Gedanken allein bestimmt den Rhythmus, sondern die schöne Form im harmonischen Verhältniß ist das oberste

Gesetz. Daher stehe Satzbau und Rhythmus beim Verse nicht in solch inniger Correspondenz wie beim strengen Rhythmus in der Prosa. Nur die logischen, beziehlich die pathetischen Accente müssen mit den rhythmischen coincidiren. Rhythmisch correspondirende Verse brauchen keinen correspondirenden Satzbau aufzuweisen, wie dies beim strengen Rhythmus in der Prosa der Fall sein muß.«

Die gegenseitigen Beziehungen der Siu [宿] und Nakshatra. Anzeiger der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe 32 (1896) 15–18

Resümee:

»Trotz der zahlreichen Untersuchungen über diesen Gegenstand ist bisher noch kein allseitig anerkanntes Resultat zu verzeichnen, wie selbst A. Weber ihm [d.i. dem Verf.] andeutete mit den Worten: ‚In jedem Falle ist es äußerst dankenswerth, daß die ganze Nakshatra-Frage endlich in Fluß zu kommen scheint.‘ Sollte ein Schritt vorwärts geschehen, so mußte eine allseitige, sorgfältige und kritische Untersuchung völlig vorurtheilslos, lediglich auf Grund des Gegebenen, den gegenseitigen Beziehungen der Siu, Nakshatra und Menâzil nachspüren. Von diesem Standpunkte aus trat der Verfasser an diese Frage heran und gelangte in Folge der hiefür nöthigen Discussionen auch bezüglich weiterer mit Vorliegendem zusammenhängenden Fragen zu erfreulichen Resultate. Hiezu dürfte zu zählen sein eine völlige Aufhellung der bisher widerspruchsvoll erscheinenden Angaben aus Garga, Jyotisham, Maitrayani-Upan. etc., genaue Nachweise über die Form der Jahreseintheilung zur vedischen Zeit und der der Brahmana, wie sie in genannten Schriften niedergelegt ist, eine Sicherstellung jener der drei Völker, nämlich Araber, Chinesen, Inder, bei welchem der Ursprung dieser Sterngruppen-Eintheilung zu suchen ist.

Bezüglich der Sterngruppen wird nachgewiesen, daß dieselben niemals in

die Ekliptik oder in die Mondbahn gefallen sein können, daß sämtliche Siu's, Nakshatra und Menâzil mit Ausnahme eines Einzigen auf Gruppierungen basieren, welche sich dem Auge beim bloßen Anblick des Himmels als ein Zusammgehöriges aufdrängen, daß dort, wo sich nicht die gleichen Sterngruppen bei allen dreien vorfinden, die Nakshatra stets hellere und markantere Gruppen aufweisen als die Siu, ebenso die Menâzil mit Ausnahme von dreien, ferner, daß die Menâzil, wo sie von den Siu und Nakshatra abweichen, eine Gruppe zu Grunde legen, welche bei einem späteren Siu, beziehungsweise Nakshatra verwendet ist.

Es wird dann auf Grund dieser Ergebnisse gezeigt, daß aus der Identität einer größeren Anzahl der Gruppen bei Chinesen, Indern und Arabern ein Schluß auf eine Entlehnung unstatthaft sei.

Mit Rücksicht auf den zu machenden Unterschied zwischen den Sterngruppen, welche diese Namen führen, und dem Cyklus, dessen einzelne Elemente mit denselben benannt sind, werden zuvörderst die hierauf bezüglichen, vollständig klarliegenden Angaben der Chinesen angeführt. Für die Inder hingegen mußte erst die Geltung dieses Cyklus aufgesucht werden, da das hiefür bis jetzt aufgestellte Eintheilungsprincip, der siderische Mondmonat, mit den indischen Texten direct in Widerspruch steht, so speciell mit Taitr. Br. 3. 2.

Aus der Discussion der hierauf bezüglichen Texte, nämlich Stellen aus: Mâdhava's Kâlanirnaya (Nak. II, 48), Maitrâyani Upan. (Ind. Stud., vol. IX, p. 363), der Nakshatra Kalpa, der Brahmasiddhanta und Garga (Nak. I, 308), wobei nebenher gezeigt wird, daß die Stelle aus Vârahâmihira's samhita, IV, 7 mit den vorgenannten nichts zu tun hat, folgt: Der Nakshatra Cyklus erscheint in zweifacher Form, und zwar: bereits in der vedischen Zeit und der der Brahmana zur Bestimmung des Kalenders, bei Vârahâmihira an Stelle des Gradmaßes. Es wird ferner bei dieser Discussion nachgewiesen, daß die Behauptung; «die Nakshatrareihe sei

durch den Beginn mit Krittika für circa 1400 v. Chr. nachgewiesen», unrichtig sei, weil die Stelle in Jyotisham, auf welche Colebrooke, Davis u.s.w. sich bezogen, direct mit den Prämissen der Rechnung im Widerspruche steht. Sie hat ebenso wie die analoge Stelle Garga's nur den Zweck, die Berechnung eines fünfjährigen Cyklus zur Kalenderbestimmung festzusetzen, und aus ihr folgt nur, daß die Nakshatra von den Indern selbst als Theile eines Cyklus betrachtete werden, welche lediglich aus der Jahrform zu erklären seien. Dem Texte der genannten Stellen zufolge wurde zu Zeiten des Jyotisham und Garga die Dauer des Sonnenjahres zu 366 Tagen angenommen. Die Monate Magha und Śravana in diesen Texten sind Mondmonate des Mondjahres von 354 Tagen, und die Monate des Mondjahres hatten abwechselnd 29 und 30 Tage. Schließlich folgt, daß das ganze Yuga nur den Zweck hat, das Lunisolarjahr einzuführen. Ferner ergibt sich hieraus, das Jahr von 360 Tagen (soll richtiger Grade heißen) ist nur Rechnungsjahr, im dritten Jahre des fünfjährigen Yuga wurde ein Schaltmonat nach Śravana eingefügt, das fünfjährige Yuga hat überhaupt 62 synodische Mondmonate und 7 vollständige Umläufe des Nakshatra-Cyklus.

Es folgt hieraus eine Discussion der vorhandenen Widersprüche rücksichtlich der Nakshatra. Diese sind:

1. Chaitra soll der Frühlingsmonat und der erste des bürgerlichen Jahres sein, somit der nakshatra-Cyklus mit Chitra beginnen, wogegen

2. in den vedischen Schriften sonst die Reihenaufzählung mit Krittika beginnt und

3. nach dem Jyotisham die Winterwende in das Cyklusnakshatra Śraviṣṭha fallen soll.

4. Werden die Nakshatra in devanakshatrâni, die ihren Umzug südlich halten, und in yamanakshatrâni, die ihren Umzug nördlich halten, eingetheilt, obwohl dem in der Brahmana unzweideutig unter yama verstandenen



Todtengott nach indischer Lehr nur der Süden zugehört.

5. Wird in der Maitrayani Upan. entschieden die Zahl von 28 Nakshatra durch die Darlegung des Textes gefordert, wie in der Abhandlung gezeigt wird, während in den vedischen Nachrichten größtentheils nur 27 genannt werden, und dort, wo des 28. Erwähnung geschieht, dieses nicht

6. als letztes der Reihe angefügt, sondern nach dem 19. eingeschoben, sohin als 20. der Reihe von 28 angeführt wird.

Die sich anreihende Discussion der widerspruchsfreien Verhältnisse des chinesischen Siu-Cyklus zeigt nun, daß alle diese Widersprüche daher rühren, daß die Inder den chinesischen Siu-Cyklus mit Allem, was die Chinesen demselben beilegen, herübernahmen, unbekümmert darum, ob ein Widerspruch gegen ihre Lehren vorhanden sei oder nicht. Die Entlehnung erstreckte sich auf die chinesische Tageszählung als Nächstes und die Verwendung der Siu bei Berechnung des Kalenders, wobei die mit Kio – Chitra beginnende Reihe beibehalten wurde. Der Beginn der indischen Reihe mit Krittika ist auf ein chinesisches Diagramm zurückzuführen, dessen Zusammenhang mit dem Siu-Cyklus sowie dessen Entstehung den Indern nicht bekannt wurden und daher unverstänlich blieben.«

[Rez.] F. Hirth: Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München, Leipzig 1896. *Österreichische Monatsschrift für den Orient* 22 (1896) 132–136 / Gez.: Dr. Fr. Kühnert

Ein Geschichtskapitel auf einer chinesischen Theekanne. Von Fr. Kühnert.

*Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 10 (1896) 36–40

Dazu: Arthur von Rothorn: Die Theekanne des Freiherrn von Gautsch<sup>11</sup>. Ebda., 299–300 / F. Hirth: Die Theekanne des Freiherrn von

Gautsch. Ebda., 301–308 / F. Hirth: Noch einmal die Theekanne des Freiherrn von Gautsch. Ebda. 11 (1897) 125–133

[Rez.] Schlegel, Gustav: La loi du parallélisme en style chinois démontrée par la préface de Si-yü ki, la traduction de cette préface par feu Stanislas Julien défendue contre la nouvelle du Père A. Gueluy, par –, Professeur de Langue et de Littérature chinoise à l'université de Leide. E. J. Brill 1896. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 10 (1896) 68–69

1897

[Rez.] Fr. Hirth: Über fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst. München, Leipzig: G. Hirth 1896. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 11 (1897) 84–87  
Gez.: F. Kühnert

[Rez.] Gustav Schlegel: Die chinesische Inschrift auf dem uigurischen Denkmal in Kara Balgassun. Helsingfors 1896. (Mémoires de la Société finno-ougrienne 9.) *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 11 (1897) 87–88  
[nicht gezeichnet]

[Rez.] A. Gueluy: L'insuffisance du Parallélisme prouvée sur la préface de M. G. Schlegel. Louvain 1896. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes* 11 (1897) 88–91  
Gez.: F. Kühnert

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Wien und München. Ausgeführt von Franz Kühnert und C. von Orff. Juli–August 1876. *Astronomische Arbeiten des K. K. Gradmessungs-Bureau* 9 (1897) 183–202

Bestimmung der Längendifferenz zwischen München und Green-



wich. Ausgeführt von C. von Orff und Franz Kühnert. August–September 1876. *Astronomische Arbeiten des K. K. Gradmessungs-Bureau* 9 (1897) 225–227

Das Wesen der chinesischen Sprache. *Österreichische Monatsschrift für den Orient* 23 (1897) 121–126  
Gez.: F. Kühnert

1898

*Syllabar des Nanking-Dialectes oder der correcten Aussprache (正音) sammt Vocabular zum Studium der hochchinesischen Umgangssprache* von Dr. Franz Kühnert. Gedruckt mit Subvention der kais. Akademie der Wissenschaften. Wien 1898. VII, 472 S.

Vgl. *Anzeiger der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe* 33 (1896) 9–13

Rez.: E. v. Zach: A new book by Dr. Kühnert. *China Review* 23 (1894/95) 229–231

Vgl. das Resümee im *Anzeiger*:

»Beiliegendes Syllabar des Nanking-Chinesisch, das ich bereits in meiner Abhandlung über die chinesische Sprache zu Nanking (Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Classe, Bd. CXXXI) in Aussicht stellte, hat, wie schon der Titel sagt, die Umgangssprache zum Gegenstande. Dasselbe ist das Resultat meiner Studien an Ort und Stelle zu Nanking selbst.

Seine Entstehung war namentlich dadurch veranlaßt, daß bis jetzt noch nichts bekannt gemacht ist, was diese Abschattung des Hochchinesischen selbst nur in den Hauptzügen wiedergegeben hätte. Bereits in der oben citirten Abhandlung hatte ich darauf hingewiesen, daß die Aussprache zu Nanking mit Ausnahme eines einzigen Werkes, in welchem ihr nur zwei Seiten gewidmet sind, noch nirgends richtig wiedergegeben wurde. Vor Allem maßgebend mußte es für diese Arbeit sein, daß gerade das Nanking-Chinesisch weiter im reiche verstanden wird als das in der Jetztzeit so gern ge-

pfligte Peking-Chinesisch, des ferneren, daß jenes die eigentlichen Laute des Chinesischen reiner erhalten hat als dieses.

Über die Art der Anlage dieses Syllabars konnte nicht der geringste Zweifel obwalten. Sollte nämlich ein möglichst allseitiger Überblick über das Chinesische zu Nanking gewonnen werden, dann mußte außer der für jeden verwendeten Charakter anzugebenden Aussprache auch der Bedeutung desselben und seiner Verwendung in Ausdrücken Rechnung getragen werden, so, daß das Syllabar gleichzeitig auch ein Vocabular in sich schließt. Hierzu forderte speciell der Umstand auf, daß für das Nanking-Chinesisch – meines Wissens – ein derartiges Vocabular noch nicht vorliegt.

Wir besitzen in Hirth's *Vocabulary of documentary Chinese* (Shanghai 1888) ein treffliches Werk für den schriftlichen Amtsstil des Chinesischen, Wells Williams' *Syllabic Dictionary* (Shanghai 1874) und Herbert A. Giles, *Chinese-English dictionary* (Shanghai 1892), beides umfangreiche vortreffliche Werke, bringen in ihrer Phraseologie neben Phrasen der Schriftsprache auch solche des Hochchinesischen im Allgemeinen, wobei jedoch vor Allem das Peking-Chinesische in Betracht gezogen ist, und geben daher in den seltensten Fällen eine nähere Bezeichnung des Geltungsbereiches einer solchen eventuell angeführten Phrase der Umgangssprache, Wells Williams' *English and Chinese Vocabulary in the court dialect* (Macao 1844), Stent's *Chinese-English Vocabulary in the Pekinese dialect* (Shanghai 1877) beschäftigen sich, wie schon ihr Titel sagt, lediglich mit dem Peking-Chinesischen, desgleichen Goodrich's *Pocket Dictionary and Pekinese Syllabary* (Peking 1891).

Bei der Kürze der Zeit, welche mir für diese Studien infolge der Grenzen des mir von der hohen Regierung bewilligten Urlaubes zu Gebote stand, mußte ich durch ein möglichst systematische Anlage meiner Arbeitsmethode und durch übermäßige Anspannung der Kräfte diese Umstände wettzumachen suchen, um das vorliegende Material zu sammeln. Mit

einer gewissen Befriedigung sehe ich auf jene anstrengenden Tagesarbeiten von 17 und mehr Stunden im Reich der Mitte zurück, ingleichen auf die Zeit von über zwei Jahren, wo ich hier in Europa zum Theil noch außer anderen Berufsarbeiten eine tägliche Arbeitsdauer von 12 bis 14 Stunden dieser Arbeit widme, um das Material zu ordnen und zu sichten.

Wesentlich zu statten kam mir bei diesen Studien, daß bei meiner Ankunft in China soeben Rev. C. W. Mateer's *A course of mandarin lessons based on idiom* (Shanghai 1892) erschienen war, in welchem das Nanking-Chinesisch zum Theil Berücksichtigung fand, wenngleich nach des Autors eigenen Worten: *Pekingese has received a larger share of attention than any other dialect, partly because it is the court dialect, but chiefly because there were more published helps by which it may be known* (Introd. p. VI), dem Peking-Chinesisch das Hauptaugenmerk zugewendet ist. Als weiteres Hilfsmittel benützte ich P. Perny's *Dialogues chinois-latin* (Paris 1872), welche mein Literat Tong, ein gebürtiger Nankinger, bezüglich des chinesischen Textes (nicht aber der angegebenen Aussprache) als vollkommenes Nanking-Chinesisch bezeichnete.

Mit dem bereits genannten Literaten Tong arbeitete ich vorerwähnte Werke durch, wobei Alles, was dessen Angabe zufolge nicht in Nanking verständlich war, sofort ausgeschlossen wurde, während seine Angaben über irgend welche Änderungen der Phrasen Aufnahme fanden. Ingleichen benützte ich jede Gelegenheit, wie die Besuche meiner Hausherrn, der Hoschan's, die Besuche von Mandarinen, deren erwachsenen Söhnen, überhaupt jedes Chinesen, an denen es nicht mangelte, um über diese oder jene Frage Aufschluß zu erhalten, über diesen oder jenen Gegenstand der hier in Betracht kommenden Materie mich unterweisen zu lassen.

Der Hauptsache nach beruht dieses Syllabar auf der Aussprache des genannten Literaten Tong, wurde aber, soweit möglich, durch die Aussprache

anderer Nankingleute controlirt.

Bei der Anlage dieses Syllabars wurden folgende Grundsätze eingehalten:

1. Eine Anordnung nach den Silben in alphabetischer Ordnung, wobei der spezifische Nankinglaut nach der in der vorcitrten Abhandlung dargelegten Transcriptionsweise bezeichnet wurde.

2. Eine Anordnung der unter dieselbe Silbe fallenden Charaktere nach den Shengs, und zwar in der Reihenfolge: shà pîng, hjà pîng, shá sheng, kji sheng, lje sheng.

3. Angabe der Peking-Aussprache nach Wade's Schreibweise in Klammern neben dem Nankinglaut, einestheils des Vergleiches halber, andernteils um die Benützung von Wörterbüchern, insbesondere Giles Dictionary, das Wade's Transcription acceptirte, zu ermöglichen, damit man die Unterschiede auffinden könne zwischen dem dort als Nanking- (M = Mid China) Aussprache angegebenen Laut und dem wirklichen hier gegebenen. Diese Unterschiede sind nicht unerheblich, wie ein einfacher Vergleich lehrt.

4. Angabe der Bedeutungen jedes Schriftcharakters, wobei die neuesten und maßgebendsten Erscheinungen auf diesem Gebiete, und zwar das citirte Werke Mateer's, Giles Dictionary, Schegel's *Nederlandsch-Chineesch Woordenboek*, Leiden 1886, soweit thunlich, zu Rate gezogen sind.

5. Bei jedem Charakter Aufführung der mit demselben beginnenden Ausdrücke, die ich sammeln konnte, nebst Angabe der Bedeutung derselben. Hierbei wurde vor Allem darauf Gewicht gelegt, nach Möglichkeit eine dem chinesischen Begriff adäquate deutsche Ausdrucksweise anzugeben, welche sich, wenn dies leistbar war, der chinesischen Ausdrucksweise anschmiegt. Es ist dies daher nicht immer eine rein wörtliche Umsetzung, weil bei der Verschiedenheit der hier in Betracht kommenden Vorstellungskreise eine solche leicht den chinesischen Begriff undeutlich machen könnte.

Principiell sind dabei alle als in Nanking nicht verständlich bezeichnete

ten Ausdrücke bei Seite gelassen. Wo ein in dieser Beziehung zweifelhafter Ausdruck aufgenommen ist, wurde dies durch den Zusatz Peking markirt. Specifische Nanking-Localismen – insoweit sie mir bekannt wurden – sind durch den Beisatz Nanking bemerkbar gemacht. Der hie und da erscheinende Zusatz Wenli deutet auf Ausdrücke des Bücherstils, die in der Umgangssprache eingeflochten erscheinen.

6. Zusammenstellung aller in diesem Syllabar erscheinenden 3365 Charaktere nach Classenhauptern geordnet und mit Angabe der Nanking-Aussprache, um einestheils die Transcription bei den Ausdrücken zu ersparen, was den Druck allzu sehr vertheuert hätte, andernteils um die Auffindung eines Schriftcharakters im Syllabar zu ermöglichen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß vorstehendes Vocabular, wie jeder leicht einsehen wird, der eine ähnliche Arbeit unternommen hat, keineswegs vollständig sein kann, einestheils wegen der Kürze der mir zur Verfügung stehenden Zeit meines Aufenthaltes in China, andernteils deswegen, weil ich so gut wie keinen Vorgänger auf diesem Felde hatte. Demungeachtet wird dieses Syllabar gewiß die Möglichkeit bieten, der Behandlung dieses hochchinesischen Dialektes nahezutreten.

Wenn mit der Zeit Andere auf Grund des hier Gegebenen eine weitere Bereicherung, eventuell auch Verbesserung dieses Vocabulars anstreben werden, dann kann es nicht fehlen, daß wir in nicht zu ferner Zukunft ein vollständiges Vocabular des Nanking-Dialektes erhalten.

An der Aussprache aber, des bin ich gleichfalls gewiß, wird im Principe kaum etwas geändert werden müssen. Es mag bei Heranziehung eines größeren Sprecherkreises als des mir zugänglichen die Aussprache eines oder des anderen Charakters in etwas modificirt werden müssen, diese Modification wird jedoch unter einer der hier angegebenen Silben, wenn auch an anderer Stelle, ihren Platz finden können. Möglicherweise kann z.B. ein Charakter, welchen ich zufolge

der aufgenommenen Aussprache hier unter *liin* einreichte, sich bei einem größeren Sprecherkreise richtiger als *len* entpuppen. Wünschen kann ich nur, daß man bei einer derartigen Änderung sich wenigstens von denselben strengen Grundsätzen leiten lasse und die dieselben lautphysiologischen Maximen und Kenntnisse hinzunähme, welche ich dieser Arbeit entgegenbrachte. Vor Allem möge man sich vor akustischen Täuschungen sicherstellen, die so leicht möglich und darum um so gefährlicher sind, weil sie auch Andere in die Irre führen.«

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Czernowitz und Krakau. Ausgeführt von Franz Kühnert und R. Schram. Juni–Juli 1875. *Astronomische Arbeiten des K. K. Gradmessungs-Bureau 10* (1897) 181–227

Bestimmung der Längendifferenz zwischen Czernowitz und Lemberg. Ausgeführt von R. Schram und Franz Kühnert. Juli–August 1875. *Astronomische Arbeiten des K. K. Gradmessungs-Bureau 9* (1897) 229–279

1900

[Rez.] R. Pieper, Missionär in Südschantung: Knospen, Unkraut und Blüten aus dem blumigen Reiche der Mitte. Steyl 1900. 729 S. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 30* (1900) 99  
Gez.: F. Kühnert

Zur Kenntnis der chinesischen Musik. Von F. Kühnert. *Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 14* (1900) 126–148

1901

[Rez.] Johs. Wilda: Von Hongkong nach Moskau. Ostasiatische Reisen. Altenburg 1902. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 31* (1901) 376 / Gez.: Wien, im November 1901. Dr. F. Kühnert

Über die von den Chinesen «Tê-hsing» [德星] oder Tugendgestirn genannte Himmelserscheinung. Von Dr. Franz Kühnert. Wien: Gerold 1901. 77 S.  
 Aus: *Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Math.-nat. Classe* 110, 619–695  
 Vgl. E. von Zach: Über die von den Chinesen «Tê-hsing» [德星] oder Tugendgestirn genannte Himmelserscheinung. In: Zach, *Lexicographische Beiträge* 2. Peking 1903, 105–108 / Joseph Needham, *Science and civilisation in China*. 3. Cambridge 1959, 422.

1902

Bestehen Beziehungen zwischen chinesischer und ungarischer Musik? Von F. Kühnert. *Keleti szemle* 3 (1902) 1–13

1904

Khina és Japán. Irták Kühnert Ferenc és Fiók Károly. In: G. Heinrich: *Egyetemes irodalomtörténet* 1 (1904) 129–152

1905

Zur Umsetzung chinesischer Daten. Von Fr. Kühnert. *T'oung Pao* 6 (1905) 137–160

1909

Ein Vorschlag zur Lautphysiologie und Phonetik bezüglich der Transcription insbesondere im Chinesischen. Von Fr. Kühnert. *T'oung Pao* 10 (1909) 724–725

1911

Unruhen in China. *Zeit* [Wien] 15.10.1911 / [nicht ges.]

1917

Zur Frage der Polhöenschwan-  
 kungen. Von F. Kühnert. *Astronomische Nachrichten* 204 (Nr. 4893–94). 1917, Sp. 361–396  
 Gez.: Wien, im Februar 1917

Literatur über Franz Kühnert

Kukulka, Richard. Franz Kühnert. In: *Bibliographisches Jahrbuch der deutschen Hochschulen*. Innsbruck 1892, 507

Rosthorn, Arthur von: *Confucius, Legge, Kühnert*. Wien 1896. (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Classe 135, 2.)

Cordier, Henri. Les études chinoises (1891–1894). *T'oung Pao* 6 (1895) 111–112

Cordier, Henri. Les études chinoises (1895–1898). *T'oung Pao*. Suppl. zu Bd. 9 (1899) 102

Kühnert, Franz. In: Poggendorff, Johann C.: *Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften*. Leipzig, Bd 3 (1898) 755; Bd 4 (1904) 813

Schram, Robert: Franz Emanuel Kühnert. *Astronomische Nachrichten* 210 (1919/20) (Nr 5033) 295–296

Ferrari d'Occhieppo, Erich Pauer: Franz Kühnert. In: *Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950*. Bd 4. Wien, Köln, Graz 1969, 324

Walravens, H.: *Franz Kühnert. Eine bio-bibliographische Skizze. Nebst Kühnerts Briefwechsel mit J. v. Karabaček*. Hamburg: Privatdruck 1978.

Kaminski, G.; Else Unterrieder: *Von Österreichern und Chinesen*. Wien 1980, 280–284

Führer, Führer: *Vergessen und verloren. Die Geschichte der österreichischen Chinastudien*. Bochum 2001 (Edition Cathay 42), 73–90

Coblin, W. South: Franz Kühnert and the phonetics of late 19th century Nankingese. *Journal of the American Oriental Society* 128,2 (2008) 131–137

Bihl, Wolfdieter: *Orientalistik an der Universität Wien: Forschungen zwischen Maghreb und Ost- und Südasiens: die Professoren und Dozenten*. Wien 2009, 57–59



Abb. 2: Joseph von Karabacek

### *Briefe an Joseph von Karabacek*

Die folgenden Schreiben stammen alle von Kühnert und lassen den Leser seine Bemühungen verfolgen, eine Erklärung eines Wortes »kály« zu finden, das er letztlich auf das chinesische kaoli zurückführt, das Lammwolle zur Filzherstellung bedeutet; er hält auch eine Verbindung zu hala (kara) »broadcloth« für möglich. Auch dem Wort zêlu hat er nachgeforscht, berichtet aber über seine Ergebnisse nicht ausführlich. Der Kontext fehlt hier, da die Anregung zur Recherche von Joseph von Karabacek ausging, dessen hier erwähnte Postkarte wie auch weitere Mitteilungen sich offenbar nicht erhalten haben. So lässt sich über die erörterte Frage selbst hier nur spekulieren und Kühnerts Nachforschungen zu kaoli verfolgen.

Über Joseph von Karabacek<sup>12</sup> (1845–1918) und den Gegenstand seines Interesses erfahren wir aus diesen Schreiben nichts Näheres. Der Kon-



takt zu Karabacek hatte sich vermutlich dadurch ergeben, dass dieser sich für seine Arbeit über die Geschichte des arabischen Papiers auch Hintergrundwissen zur chinesischen Papierproduktion verschaffen wollte. (Vgl.: J. von Karabacek, *Das arabische Papier. Eine historisch-antiquarische Untersuchung*. Wien: Hof- & Staatsdruckerei 1887.)

Hier noch einige kurze biographische Informationen zu Karabacek. Er schloss 1858 sein Studium der Jura und der Orientalistik in Wien ab, habilitierte sich im folgenden Jahr für Paläographie und Numismatik der islamischen Völker, denen er eine größere Anzahl von Schriften widmete. 1885–1915 war er Ordinarius für Geschichte des Orients und ihrer Hilfswissenschaften an der Universität Wien und 1899–1917 zugleich Direktor der Wiener Hofbibliothek. Seine Rolle als Wissenschaftler wie als Bibliothekar harret noch näherer Untersuchung und Würdigung; neuere Beiträge betrachten ihn hauptsächlich als Bibliotheksdirektor.<sup>137</sup>

Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32–1

1. Wien, d. 18. III. 1892

Hochgeehrter Herr Professor!

Als ich heute beim Weggehen vom Hause nach dem Bureau Ihre Karte erhielt, verfiel ich alsbald auf die aus den beiden chinesischen Worten Kaō 羔 und li 鬣 gemachte Zusammensetzung, von denen ersteres ein Lamm bedeutet, letzteres lange vermischte Haare, welche zum Filzmachen genommen werden, bezeichnet. Es wird häufig gerade in dem Sinne langhaarig genommen z.B. 鬣牛其大若垂天之雲 Die Menge dieser härenen (haarigen) Ochsen war wie (eine) den Himmel bedeckende Wolke.

Wie nun Ihr nachträgliches Schreiben zeigt, dürfte diese Zusammensetzung Kaō-li das dem Kâlû zugrundeliegende Fremdwort bilden. Das ao in kao lautet wie das englische ow in howl, der Tiefertön auf li macht das i ziemlich dumpf, wogegen der Hochtön auf Kaō, das aō etwas heller erklingen läßt.

Ein weiteres Argument scheint mir zu sein, daß wie Schlegel (in den Acten des 8. intern. Orient. Congress in Stockholm) nachgewiesen, die Chinesen mit 水羊 shui-yang auch das Kamel bezeichnen, in d. erläuternden Stellen das Compositum 羊羔 yāng-kaō gebrauchen wie z.B. im Buche der Tang Dynastie (618–906 n. Chr.) 有羊羔生於土中 There are lambs which grow in the grounds, und daß die Schriftsteller (wie Ma-twan-lin) auf Persien (ta-ts'in) und die anliegenden Länder weisen, indem er sagt: «Das Volk webt feine Kleider, für welche sie, wie man sagt, die Wolle des Wasserschafs (shui-yang) verwenden und welche genannt werden Seekleider. Sie machen davon Decken (k'ü-san), Matten (thah), Tapeten (ki), Vorhänge (chang) und ähnliche Artikel, deren Farbmischung glänzender ist als jene der Zeuge, welche in sämtlichen Ländern östlich von der See erzeugt werden.» 有織成細布言用水羊毛，名曰海中布。作氍毹\*，翕，罽，帳之屬。其色又鮮於海東諸國所作也。

Nun werden aber gerade die feineren Zeuge in Persien aus Camelhaar gemacht wie Chardin (*Voyage en Perse* Vol. 3, p. 377) sagt: «Le poil de chameau est la meilleure toison des tous les animaux domestiques; on fait des étoffes fort fines» und (pag. 154): «les étoffes de poil de chameaux se font particulièrement à Yesde et à Kirman dans la Caravanie. Ils appellent cette laine de chameaux Teftik et aussi Kourk.»

Ich werde noch weitere Umschau halten, glaube aber kaum, daß sich



ein besserer Ausdruck als 羔氈kaō-lì = «langhaarige Schafwolle (zum Filz bereiten)» finden dürfte. Denn an ka-li 家狸 den Hausfux i.e. die Katze ist wohl nicht zu denken.

Hochachtungsvoll Kühnert

[\*Dazu Radikal: 毛. Für dieses Schriftzeichen *sou* oder *su* gelesen, liegt keine Unicode-Type vor; vgl. Morohashi: *Dai Kan-Wa jiten*, Nr 16915]

Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32–2

2. Postkarte

Hochwohlgeboren

Herrn Prof. Dr. J. Karabacek

Wien III

Seidelgasse 41

Wien 19.III.92

Hochgeehrter Herr Professor!

Ihnen bestens für Ihre gütigen Zeilen dankend, erlaube ich mir vorläufig die Mittheilung zu machen daß ich für lì von kaō-lì die Bedeutung li ki yè 氈鬪也 d.h. li = Teppich nachgewiesen finde. Ich werde mir erlauben, sobald ich wegen zêlù die Umschau beendet, dann die entsprechenden Belegstellen mit anzuführen.

Hochachtungsvoll

FKühnert

Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32–3

3. Karten-Brief zur pneumatischen Expressbeförderung

An Hochwohlgeboren

Herrn Professor Dr. J. Karabacek

Wien III

Seidelgasse 41

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich bitte nicht ungehalten zu sein, wenn meine Erörterungen etwas länger auf sich warten lassen; denn die eigentümliche Herkunft von zêlù veranlaßt mich, auch für kâly mit kaō-lì noch nicht befriedigt zu sein. Stünde mir Schlegel's niederländisch chinesisches Wörterbuch zur Verfügung<sup>14</sup>, das sich wohl in der Academiebibliothek vorfindet, wie er mir seinerzeit schrieb, so könnte vielleicht die Entscheidung rascher erfolgen. zêlù ist sicher eine Abkürzung von si-fan-p'ù-lù 西蕃氈魯\* li das tibetanische Plüsch bedeutet, wobei überdies p'ù-lù mit dem tibet. p'ru oder p'uru zusammenhängt.

Hochachtungsvoll

FKühnert

[\* mit Radikal 毛; steht nicht als Unicode-Type zur Verfügung]

Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32–4

4. Brief

Hochwohlgeboren

Herrn Professor Dr. J. Karabacek

Hochgeehrter Herr Professor!

Soeben habe ich im Sanscrit-Wörterbuch wegen einer etwaigen Ableitung von Kalinja nachgesehen. Gerade für dieses Wort bleibt letzteres die Ableitung schuldig wogegen es für kalinda 𑖕𑖧𑖞𑖟 = die Sonne eine

solche gibt, nämlich 補 hadern, 給 geben und das Affix [...]. Die Sache kömmt mir sonach um so bedenklicher vor, als eine weitere Bedeutung von Kalinja mit dem Sanscritwort tatti umschrieben wird.

Indem ich bestens für die gütige Überlassung des Schlegel'schen Wörterbuches danke verbleibe in Hochachtung

Ihr ergebenster

FKühnert

Wien 13 April 92

*Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32-5*

5. Brief

Wien 1 Juli 1892

Hochgeehrter Herr Professor!

Nachdem ich wiederholt leider aber ohne Erfolg Schlegels Wordenboek wegen kály durchgeblättert, wandte ich mich an ihn mit der Frage ob ihm kein chin. Ausdruck ka-li kao-li etc. bekannt sei für ein aus Schafwolle gefertigtes, zottiges Kleid, Mantel, Überwurf. Seine diesbezügliche Antwort lautet: «Wat uwe vraag omtrent kao-li enz. aangaat, zoo kann dit slechts zijn 羔裘 «Lamspels»; mis schien Lamsvoering.» Er meint also, es könne nur 羔裘 kaō-kiu oder vielleicht kaō-li 羔裡 sein, was das Innenfutter eines Gewandes aus Lamsfell bedeutet, denn li i nai ie 裡衣內也, d.i. = Li ist das Innerste eines Kleidungsstücks.

Kao-kiu ist ein kurzer Männerrock mit Lamsfell gefüttert. (jas met lamsvacht gevoerd).

Es dürfte also hier kaum mehr etwas Sicheres zu erhalten sein, hoffentlich gelingt es mir, in China selbst, Besseres und Genaueres hierüber zu erfahren. Ich werde dann jedenfalls zuverlässige Quellen auftreiben können.

Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr ergebener Kühnert

*Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32-7*

6. Brief

Shanghai 7. November 1892

Hochgeehrter Herr Professor!

Ich glaube nunmehr in der Lage zu sein, Ihnen über das fragliche Kály den richtigen Aufschluß geben zu können. Wenn dieses Wort von den Chinesen herübergewonnen ist, so kann es nur von 哈喇 hā-lá kommen, einem Ausdruck, den die Chinesen heutigen Tages noch für eine Sorte Wollstoff beziehungsweise Tuch (eine Art Broad cloth) gebrauchen, das aus dem Norden kömmt und jetzt größtentheils als russisches Tuch bezeichnet wird.

Der Name hā-lá wird in Kalgan & Hankow für Broadcloth gebraucht, hingegen sagt man in Canton tà-jüng 大絨 was auf Plüsch deutet ob des jung; in Fuh chou 大尼 tà-ni einem Ausdruck der im Hochchinesischen für Broadclothes schlechtweg gebraucht wird. Woher kommt nun der Name ha-la? Im früheren Chinesisch lautete diese ha, oder nach jetziger Aussprache besser xa geschrieben, ka, khar wird im Chinesischen durch 哈喇沙拉 Kharachar\* bezeichnet, ein Distrikt in der Tartarei südlich von den T'ien-shan 天山, Länge geogr. des Hauptplatzes dieses Districtes ist 84°45' östl. v. Paris, dessen Breite 42°15'. Es ist dies ein Theil der großen

Provinz t'ien shan nan lu (天山南路 lit. Südseite des Himmelsgebirges) in der westlichen Tartarei, welche die Districte. Hami, Koutche, Kharachar, Pidjan, Aksou, Kachgar, Yarkand, Khothan und das kleinere Bokhara umfaßt. Ich glaube nun, daß die Ableitung folgende: die ersten Stoffe kamen aus Kharachar (Turkistan) nach China und wurden von den Chinesen nach dem Ausfuhrorte Kharaschar kala genannt. Der Name blieb bis in die neueste Zeit für Stoffe die aus dem Nordwesten nach China kamen, und wurde deshalb weil analoge russische Stoffe auch von der selben Seite kommen, in neuerer Zeit speciell auf russisches Tuch angewendet. Kala durch die Sprachwandlung zu Hala geworden, ist aber der sichere Grundstock für das Kaly. Dann wäre der Name direct aus der Ursprache genommen, so würde jedenfalls das r in Khara bei behalten worden sein. Auch heutigen Tages werden in China aus Hala warme Mäntel gefertigt.\*\* Mit dem Ausdrücke der vorzüglichsten Hochachtung

Ihr ergebenster

FKühnert

\*Vide E. Biot Dictionnaire géographique etc.

\*\* wie mir sowohl der lettré des Consulates hier, als auch ein eigener mittheilten.

*Signatur: ÖNB/HAD Autogr. 556/32-8*

*7. Correspondenz-Karte*

*Hochwohlgeboren*

*Herrn Professor Dr. J. Karabacek*

*Wien III*

*Seidelgasse 41*

Sehr geehrter Herr Professor!

Da mir zufällig der Ausdruck unter die Hände kam, erinnerte ich mich Ihrer seinerzeitigen Bemerkung über Hala und erlaube mir anbei den chinesischen Ausdruck hierfür mitzutheilen. 華麗 xā-lí<sup>16</sup> sagt man und die Grundbedeutung ist: «zieren». Die ältere Aussprache für xā war, wie man aus der bei den Japanern üblichen ersieht, kā. – Mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

ergebenst FKühnert

Wien 4. Dec. 1893

Lebenslauf<sup>16</sup>

*Universitätsarchiv Wien: Personalakt Kühnert, Franz*

*Curriculum vitae*

Ich Franz Emanuel Kühnert, zweiter Sohn des Franz Josef Kühnert, wurde am 19. Juli 1852 zu Wien geboren. Nach Absolvierung der Gymnasialstudien unterzog ich mich im Juli 1871 der Maturitätsprüfung am k.k. Theresianischen Gymnasium, worauf ich im Wintersemester 1871/72 die philosophischen Studien an der k.k. Universität zu Wien begann. Nach Beendigung dieser wurde ich durch hohen Ministerialerlaß vom 19. Jänner 1875 Z 497 zum Assistenten im Bureau der k.k. österreichischen Gradmessungscommission bestellt, in welcher Stellung mir Gelegenheit wurde, nicht bloß verschiedene Theile der österreichischen Monarchie, sondern auch überdies die Verhältnisse London & Berlins kennen zu lernen. Im Jahre 1884 wurde ich mittelst hohen Ministerialerlaß vom 23. März Z 4352 zum zweiten Observator des Gradmessungsbureau bestellt.

Am 4. Juli 1885 wurde ich zum Doctor philosophiae an der Universität Wien promovirt und im Jahre 1890 mittelst Decretes vom 30. Aug. Z 17353 durch Se. Excellenz den Herrn Minister für Cultus und Unterricht ad personam zum Adjuncten des k.k. Gradmessungsbureau ernannt.

Im Jahre 1879 gelegentlich der Arbeiten meines Vorstandes v. Oppolzer über die Schuking-Finsterniss, erhielt der schon lange vorhandene Wunsch, mich dem Studium des Chinesischen zuzuwenden, einen realen Impuls, der bald zur That wurde. Dank der liebenswürdigen Herablassung und Güte des verstorbenen Prof. W. Schott in Berlin, mit der er mich nicht bloß auf brieflichem Wege in das Studium des Chinesischen einführte, indem er nicht bloß meine Anfragen und Zweifel eingehend erläuterte und richtig stellte, sondern auch auf ein bestimmtes Feld der weiteren Thätigkeit lenkte, wofür ich speciell, wie er hervorhob, durch meine Vorstudien berufen wäre; dank der gleichfalls edelmüthigen Liebenswürdigkeit Prof. G. v. d. Gabelentz<sup>17</sup>, damals zu Leipzig, nunmehr zu Berlin, an den mich Prof. Schott gewiesen und der eben auch wie letzterer mir die Arbeiten auf dem gleichen Gebiete nahelegte, war es mir möglich, als ich im Jahre 1887 Gelegenheit hatte mit 3 anwesenden Chinesen in Verbindung zu treten, infolge der bereits gewonnenen Kenntnisse in der classischen oder Büchersprache mir das Zutrauen derselben zu gewinnen und so durch längeren Verkehr auch mit der Umgangssprache in nähere Bekanntschaft zu kommen. Das erste Ergebniss dieses Verkehrs war die in den Sitzungsberichten der phil. Classe der Kais. Academie der Wissenschaften aufgenommene Arbeit «Über einige Lautcomplexe des Shanghai Dialectes». Einen Erstlingsversuch auf chinesischem Gebiete bildet die Excerptation aus dem Heu-Han-schu welche ich für F. C. Ginzel anlässlich dessen Untersuchung über Finsternisse machte (Sitzungsber. der math. naturw. Classe der Kais. Academie der Wissenschaften LXXXV Bd). Um mich des weiteren mit der Behandlung der Sprachen vertraut zu machen, besuchte ich Wintersemester 1885/86 die Vorlesungen Prof. G. Böhlers, welche den Elementarcurs des Sanscrit zum Gegenstand hatten. Im fernern lag die Absicht hierbei vor, sich hiedurch die Möglichkeit zu verschaffen, etwaige Transcriptionen von Sanscritwörtern im Chinesischen gegebenen Falls erkennen zu können. Die der Zeitfolge nach nächste Arbeit «Über tsiet-k'i und den Wandelstern k'i» bewegt sich bereits auf dem mir von den Herren Prof. W. Schott und v. d. Gabelentz zugewiesenen Gebiete. Ich glaube in derselben die lange strittige Frage über den Wandelstern k'i einer endgiltigen Lösung zugeführt zu haben, indem ich auf Grund sachlicher, sprachlicher also auch grammatischer Beziehungen die Bedeutung des Ausdruckes tsiet k'i für einen Sonneneinschnitt zerfallen mußte in zwei Theile, tsiet [節] und k'i [氣] für ungerade und gerade Einschnitte, und hiedurch mit Berücksichtigung der chinesischen Angaben auf die innige hieraus sich ergebende Beziehung des Wandelsterns k'i zum geraden Sonneneinschnitt k'i hinweisen konnte. Diese Arbeit wird, wie ich mir vorgenommen im Laufe der Zeit eine Fortsetzung erfahren müssen in dem Quellennachweise, daß die Chinesen sich thatsächlich des Wandelsterns k'i zu ihren Rechnungen bedienten.

Bezüglich der mit Prof. Schlegel gemachten Arbeit über die Schuking-Finsterniss könnte ich mich wohl einer weiteren Angabe auch begeben, zumal bereits J. Legge<sup>18</sup> sein Urtheil diesbezüglich verlautbarte und hie-

von in einem Artikel zur chinesischen Chronologie Gebrauch machte. Die Arbeit wäre ohne entsprechende chinesische Kenntnisse meinerseits nicht zu jenem Resultate zu bringen gewesen, das sie nunmehr darstellt. Es mußte mir nämlich gegenwärtig bleiben, daß eine Finsterniss nur dann und insoweit sowie unter keiner andern Bedingung historisch unumstößliche Gewißheit bieten kann, wenn selbe bloß als ein unzweifelhaft einziges Phänomen aus den Angaben charakterisirt erscheint. Daß vom astronomischen Standpunkte dies die einfache Bedingung der Totalität nicht bloß sein konnte, ja sogar diese nicht einmal nöthig war, lag zweifelsohne fest. Ob aber und unter welchen Bedingungen ein solches Charakteristikon durch den Text gegeben, war Sache der Entscheidung.

#### *Programm*<sup>19</sup>

Die Vorlesungen sollen zunächst die Erläuterung jener Kenntnisse zum Gegenstand haben, welche ausschließlich specieller Sachkenntnisse erforderlich sind, um das Wesen des chinesischen Sprachbaues zu erfassen. Sie hätten hiebei Rücksicht zu nehmen 1) auf den classischen Stil 2) auf den niederen Stil und die neuere Sprache.

Im weiteren würden an einzelnen umgränzten Wissenschaftsgebieten die durch die Realien derselben bedingten Erwägungen zu erläutern sein.

Im einzelnen wäre daher in Aussicht zu nehmen:

1. ein Cursus über die Elementargrammatik des Chinesischen, in welchem zunächst das Schriftsystem in seiner Bildungsweise, sowie ein kurzer übersichtlicher Abriß der Grammatik zu geben wäre und zwar
  - a) für die classische Sprache
  - b) für die neuere Sprache und den niedern Stil.
2. Eine Erläuterung der grammatischen Elementarlehren an leichteren Texten.
3. Ein höherer grammatischer Cursus, der zunächst in
  - a) einem analytischen System die Erscheinungsformen des Chinesischen behandelt in ihrem Zusammenhange
  - b) in einem synthetischen System die Mittel der Sprache und ihre Unterschiede zu erläutern hätte.
4. Wären specielle Anweisungen zur Behandlung jener Geistesproducte im Chinesischen zu geben, welche eine gewisse Kenntniss von Realien bedingen, vom rein sprachlichen Standpunkt.

Die letzte beigeschlossene Arbeit, die ich vorläufig nur im Correcturabzug beilege, mag Aufschluß geben über meinen Standpunkt bei Übertragung ähnlicher chinesischer Elaborate in unsere Sprachen. Sie gehört gleichfalls dem vorerwähnten speciellen Gebiete an. Die Schwierigkeit der Wiedergabe, darin gipfelnd, daß die vorhandenen Wörterbücher uns rücksichtlich der termini technici im Stiche lassen, setzt zur Bewältigung vollkommene Vertrautheit mit den abgehandelten Realien voraus, dies war das eine Moment; die im Chinesischen durchaus natürliche Verschmelzung von philosophischen und exact mathematischen Kenntnissen war das zweite Moment, welches illustriert werden sollte.

Dr. Kühnert

1 Theodor Ritter v. Oppolzer, 1841–1886, Professor der Astronomie und Geodäsie an der Universität Wien, Mitglied des Vorstands des K. K. Gradmessungsbureaus. Zu seinen dauerhaften Leistungen gehört *Der Canon der Finsternisse* (1887). Vgl. *Neue Deutsche Biographie* 19 (1999) 578–579 (H. Haupt).

2 1840–1903, vgl. H. Cordier: Dr. Gustave Schlegel. *T'oung Pao* 4 (1903) 407–415.

3 Schott war Extraordinarius an der Berliner Universität und Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Vgl. H. Walravens: *Wilhelm Schott (1802–1889). Leben und Wirken des Orientalisten*. (Orientalistik Bibliographien und Dokumentationen 13). Wiesbaden 2001.

4 Adriaan Vlacq (Hrsg.): *Arithmetica Logarithmica, Sive Logarithmorum Chilidades Centvm*, Pro Numeris naturali serie crescentibus ab Vnitate ad 100000. Vna Cvm Canone Triangulorum, Sev Tabula Artificialium Sinuum, Tangentium & Secantium, Ad Radium 10,00000,00000. & ad singula Scrupula Prima Quadrantis; Qvibvs Novvm Traditvr

Compendivm, Qvo Nvllum nec admirabilius, nec utilius solvendi pleraque Problemata Arithmetica & Geometrica / Johannes Neperus. Editio Secunda. Goudae: Rammasenius, 1628. 79 S., [332], 45 Bl. – *Trigonometria Artificialis: Sive Magnvs Canon Triangulorum Logarithmicvs, Ad Radium 100000,00000, & ad dena Scrupula Secunda* / Vlacq, Adriaan. Goudae: Rammasenius, 1633. 52, [408] S. – Gemeint ist hier das *Shuli jingyun* 數理精蘊, dessen erstes Kapitel Kühnert später übersetzte.

5 Georg Bühler, 1837–1898, Indologe, seit 1880 Professor an der Universität Wien. Vgl. *Neue Deutsche Biographie* 2 (1955) 726–727 (Willibald Kirfel).

6 Leider enthält der Aufsatz von Else Unterrieder, Arthur von Rosthorn – Diplomat, Wissenschaftler und Mittler zwischen Österreich und China. *Zeitschrift* 5 (1978) 221–246, keine näheren Hinweise auf das Verhältnis zwischen den Wiener Sinologen.

7 Vgl. H. Walravens, Übersicht über die Mandjurica der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien. *Zentralasiatische Studien* 11 (1977), 555–562.

8 20.9.1845–9.10.1918. Die Briefe befinden sich in der Sammlung von Handschriften und alten Drucken der Österreichischen Nationalbibliothek: Signaturen: ÖNB /HAD Autogr. 556/32/1-8 Franz Kühnert.

9 Joseph Haas, 1847–1896, k.k. Generalkonsul in Shanghai. Vgl. H. Cordier: Joseph Haas. *T'oung Pao* 7 (1896) 427–428.

10 Kühnert, F.: Beschreibung der vom Herrn Generalkonsul Joseph Haas der k. und k. Hofbibliothek übersandten Bücher. (Wien 1893): Signatur ÖNB/HAD Cod. Ser. n. 2170 Vgl. H. Walravens: *August Pfizmaier. Sinologe, Japanologe und Sprachforscher*. Hamburg 1984 (Han-pao tung-Ya shu-chi mu-lu 2) [Mit dem erwähnten Katalog Pfizmaiers im Anhang]; P. Pantzer, *August Pfizmaier 1808-1887. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 100. Todestages des österreichischen Sinologen und Japanologen*. Wien 198; B. Führer: *Vergessen und verloren*. (Edition Cathay 42). Bochum 2001, 59–72.

11 Paul Gautsch von Frankenthurn, österreichischer Staatsmann (1851–1918), 1879–1893 sowie 1895–97 Unterrichtsminister, dann



dreimal kurzzeitig Ministerpräsident. Vgl. *Österr. Biograph. Lexikon* 1.1957, 413–414.

<sup>12</sup> Vgl. *Neue Deutsche Biographie* 11 (1977) 140 (Hans L. Gottschalk); *Österr. Biographisches Lexikon* 3 (1963) 228–229.

<sup>13</sup> G. Mauthe; Ch. Gastgeber: *Die Direktion der Hofbibliothek zur Jahrhundertwende*. Josef Ritter von Karabacek Direktor der k.k. Hofbibliothek in Wien (1899–1917). Katalog zur Ausstellung im Papyrusmuseum. (Biblioschriften). Wien 1999. Mauthe, Gabriele: *Die Direktion Josef Karabacek an der k.k. Hofbibliothek in Wien (1899–1917): eine bibliothekswissenschaftliche und kulturhistorische Studie aus Quellen der k.k. Hofbibliothek in Wien. Mit einer biographischen Skizze von Josef Karabacek (1845–1918)*. Wien, Univ. Diss., 2000

<sup>14</sup> *Nederlandsch-Chineesch woordenboek m. de transcriptie d. Chineesche karakters in het Tsing-Tsiu dialekt*. Hoffdzake-lijk ten behoeve der Tolken voor de Chineesche Taal in Nederlandsch-Indië. Leiden 1884–1891.

<sup>15</sup> Bei *xā* setzt Kühnert noch ein diakritisches Zeichen unter das *a*, das aber nicht in Unicode vorliegt.

<sup>16</sup> Universitätsarchiv Wien: Personalakt Kühnert, Franz. – Für die freundliche Mitteilung danke ich dem Archiv der Universität Wien bestens.

<sup>17</sup> 1840–1893, Prof. der ostasiatischen Sprachen in Leipzig (1878–1889) und dann in Berlin. Vgl. Martin Gimm: *Georg von der Gabelentz zum Gedenken. Materialien zu Leben und Werk* (Sinologica Coloniensia 32). Wiesbaden 2013.

<sup>18</sup> James Legge, 1815–1895, Professor der Sinologie in Oxford, Übersetzer der chinesischen Klassiker. Rosthorn fühlte sich verpflichtet, Kühnerts Kritik an seinem Lehrer zurückzuweisen. Zu Legge vgl. Norman J. Girardot: *The Victorian translation of China. James Legge's oriental pilgrimage*. Berkeley, Los Angeles, London 2002.

<sup>19</sup> Universitätsarchiv Wien: Personalakt Kühnert, Franz. – Vermutlich Vorschlag im Rahmen des Habilitationsgesuches.

*Akademische Roben damals und heute*

Abb. 1: Promotion der Evangelisch-theol. Fakultät am 22.03.1994  
(Archiv der Universität Wien, Signatur UAW/106.V.etheol.)

Wir alle kennen diese Szene aus Film und Fernsehen: Mehrere Sitzreihen mit jungen Leuten in Talar und Doktorhut. Die Reihen dahinter gefüllt mit ihren festlich gekleideten Angehörigen. Vor ihnen am Podium der ebenfalls in akademische Festkleidung gehüllte Lehrkörper. Festrede. Diplomübergabe. Und zu guter Letzt, als krönender Abschluss, werfen alle Absolventinnen und Absolventen ihre Kopfbedeckungen hoch in die Luft und beginnen lauthals zu grölen und übermütig zu tanzen. – Die angelsächsische Form einer akademischen Abschlussfeier.

Die Universität Wien ist dagegen nach wie vor ganz der mitteleuropäischen Tradition verpflichtet. Hier sind die Bakkalaureats-, Sponsions- oder Promotionsfeiern wesentlich zurückhaltender und gediegener. Keine euphorischen Begeisterungstürme, kein Jubel, kein Herumgehops. Ein paar Leute beginnen bei der feierlichen Diplomübergabe an ihre Lieben – etwa 25 Personen, selten mehr – gerne zu pfeifen, aber der Großteil klatscht nur brav.

Der Auftritt der Vertreterinnen und Vertreter des Dekanats oder Rektorats ist dafür umso pompöser. Akademische Festkleidung versteht sich hier von selbst, die Würdenträger und -trägerinnen schreiten mit Musikbegleitung in den prächtigen großen Festsaal der Universität Wien, angeführt von einem Szepterträger oder einer Szepterträgerin. Auf eben dieses Zepter legt der Absolvent, die Absolventin den feierlichen Eid ab. Alles erinnert mehr an eine Aufnahmefeier als an ein Abschlussritual. Und genau das ist es auch: Die Aufnahme in den Kreis der Akademiker und Akademikerinnen. Gipfelnd in dem Versprechen »in meiner Lebensführung alles zu unterlassen, was das Ansehen des mir verliehenen akademischen Grades schädigen könnte«. – Ich gelobe!<sup>1</sup> (Abb. 1)

Die prunkvollen Gewänder müssen die Würdenträger und Würdenträgerinnen natürlich nicht selber kaufen. Sonst wäre die Wahl in eine akademische Führungs- oder Ehrenposition aufgrund der empfindlich hohen Kosten schnell eine finanzielle Katastrophe. Sie können beim Veranstaltungsmanagement ausgeliehen werden. Bei Bedarf wird dieser alte Bestand auch erneuert – auf Kosten der Universität selbstverständlich.

Diese Praxis hat Tradition. Schon im ausgehenden Mittelalter leisteten sich viele Universitäten eine ganze Schar Handwerker, deren einzige Aufgabe die Anfertigung und Pflege der akademischen Kleidung und der Insignien war.<sup>2</sup>

#### *Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren*

Solch glamouröse Selbstinszenierungen erscheinen nur auf den ersten Blick wie altertümelnde Kostümfeste. Sie haben durchaus identitätsstiftenden Charakter. Nicht zuletzt diese Erkenntnis bewog im Jahr 1967 zwei Hamburger Studentenvertreter zu einer Aktion, die viel weitere Kreise ziehen sollte als erwartet: Am 9.11.1967 fand in Hamburg die Amtsübergabe an den neuen Rektor statt. Die Professorenschaft, angeführt vom Amtsinhaber und seinem designierten Nachfolger, erschien in vollem Ornat im Auditorium Maximum. Plötzlich sprangen zwei junge Männer vor den Zug und entrollten ein Transparent. Die Männer hinter ihnen konnten den Text zunächst nicht lesen und reagierten daher zu spät: Die Presse hatte bereits ihr Bild. Und dieses Bild sollte enorme Berühmtheit erlangen: »Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren« Selbst heute noch zeigt Google/Bilder bei Eingabe des Slogans ganze 36 Mal<sup>3</sup> das eben beschriebene Sujet: Akademische Würdenträger der Universität Hamburg in festlichen Talaren hinter einem schwarzen Transparent mit dem bekannten Spruch.

Die Studentenvertreter hatten den Spruch, der nicht nur auf die verstaubten Universitätsstrukturen, sondern auch auf die mangelnde Entnazifizierung der Universitäten anspielt, nicht selbst erfunden. Er stand an einer Wand am Campus.<sup>4</sup> Heute assoziieren wir »1000 Jahre« vor allem mit sehr, sehr lange. In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts war der Gedankensprung zum 1000jährigen Reich noch viel naheliegender.

Die beiden jungen Männer, Detlev Albers und Gert Behlmer, sind übrigens heute der eine Universitätsprofessor und SPD-Politiker, der andere Ex-Staatsrat und Verwaltungsjurist, zwei ehrenwerte Mitglieder der Gesellschaft also.<sup>5</sup>

#### *Entstehungsgeschichte des Talars*

Obwohl die akademische Kleidung, wie wir sie heute kennen, definitiv noch keine 1000 Jahre alt ist, gibt es sie doch schon recht lange.

Ihre Anfänge waren reichlich unspektakulär. Am Beginn, etwa bis ins 15. Jahrhundert, stand die »Berufskleidung« der Universitätsangehörigen, nicht nur Umhang und Kopfbedeckung, sondern eine vollständige Tracht. Zwei lange Gewänder übereinander, Subtunika und Tunika, waren bei dieser Standeskleidung allerorts üblich, ansonsten unterschied sie sich allerdings von Stadt zu Stadt beträchtlich. (Abb.2) Die Tracht wurde nicht nur zu den Vorlesungen, sondern auch im Alltag getragen. Später entwickelte sich der Stil der Kleidung weiter und die herkömmliche Gewandung der Akademiker wirkte immer altmodischer. Die Studenten begehrten dagegen auf. Sie waren nicht mehr bereit, die aktuelle Mode völlig zu ignorieren, wie die Kleiderordnungen und die daran anknüpfenden, immer wieder kehrenden Mahnungen der Universitäten belegen.<sup>6</sup> Und auch ihre Lehrer scheinen in Bezug auf die Kleidung gerne über die Stränge geschlagen zu haben.

Das traditionelle Erscheinungsbild der Akademiker, die sogenannte Scholarentracht, war eng an das Priestergewand angelehnt, wer hier allerdings wen kopiert hat, ist in der Fachliteratur heute umstritten.<sup>7</sup> Im Laufe der Zeit etablierten sich die Medizin und die Jurisprudenz neben der Theologie als durchaus gleichwertig, später gewann auch die Artistenfakultät (in etwa die spätere philosophische Fakultät, die Human- und Geisteswissenschaften) an Bedeutung. Damit war die Vormachtstellung der Theologie zwar gebrochen, die akademische Kleidung blieb ihren Wurzeln – und damit den Anklängen an die geistliche Tracht – allerdings treu.

Der Begriff Talar ist seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar. Er ist von dem Adjektiv »talaris« (zu den Knöcheln gehörig) abgeleitet und bezeichnet einen knöchellangen, weiten Mantel. Die traditionelle Farbe dieses Kleidungsstückes ist heute schwarz, nur am Kragen und eventuell an den Ärmeln mit den Farben der jeweiligen Fakultät verziert, es gibt aller-



Fig. 144. Hans Burgkmair, Doctorpromotion.  
(Petrarca, »Trost im Unglück«)

Abb. 2:  
Promotion,  
Holzschnitt von  
Hans Burgkmair  
(1473–1531)  
(Bildsignatur:  
166.074-B)



Abb. 3: Paul de Sorbait (Bildsignatur: NB 501.899B)

dings auch farbige Talare. In früheren Jahrhunderten waren vollständig farbig gehaltene Mäntel sogar durchaus gängig. Sie wurden mit einer (teilweise pelzbesetzten) Kapuze ergänzt. Solche Kapuzen sind auch heute mancherorts noch üblich, eine Reminiszenz an die Zeiten zugiger, ungeheizter Hörsäle. Daneben waren als Kopfbedeckung auch Birette gängig, mit der Zeit sogar vorgeschrieben, in den Fakultätsfarben gehalten, anfangs rund, später meist viereckig.<sup>8</sup>

Im Barock wurde die akademische Gewandung, insbesondere der Rektoren, immer prunkvoller, musste man sich doch gegen die immer prunkvollere Mode dieser Zeit behaupten: »Der Rektor in Wien hatte 1703 eine lange geschlossene Tunika, eine Brokat-Mozetta [bis zu den Ellenbogen reichender Schulterkragen – DL], besetzt mit Hermelin. Ein weißer Rabat [Schlauchtuch – DL] bildete den Halsschmuck, ein hoher zylindrischer Sammethut mit goldbesticktem Band deckte das Haupt. Die Dekane hatten weitärmelige Gewänder, die vom Gürtel offen fielen, dazu eine Mozetta und eine hohe Kopfbedeckung.«<sup>9</sup>

Schon 1669 zeigt ein Bild des Mediziners Paul Sorbait in seiner Rolle als Rektor der Universität Wien eine ähnliche Kleidung. (Abb. 3)

In Mitteleuropa trugen Universitätslehrer im Hoch- und Spätbarock die akademische Kleidung kaum noch – wie die Tatsache zeigt, dass sich die Obrigkeiten immer wieder veranlasst sahen, die Professoren zum Tragen des Talars bei akademischen Tätigkeiten (etwa bei Vorlesungen) anzuhalten.<sup>10</sup> Dadurch kam es zu einer Erstarrung und Festlegung der bestehenden Formen. In England dagegen hielt sich die Tracht und entwickelte sich daher, wie bei Kleidung, die täglich getragen wird, üblich, auch kontinuierlich weiter.<sup>11</sup>



Abb. 4: Akademischer Senat 1932. Foto Kobe. (Bildsignatur: 203.012-D)

#### *Abschaffung und Wiedereinführung akademischer Roben an der Universität Wien*

In Österreich brachte das 18. Jahrhundert dann einen tiefen Einschnitt: Josef II. schaffte die akademischen Talare am 11.11.1784 per Hofdekret ab.

Schon 1773 hatte seine Mutter, die Kaiserin Maria Theresia, die Bitte der Universität Wien nach neuen Amtstrachten mit der lapidaren Begründung abgeschmettert, solche Trachten wären unnütz. Josef II. befand schließlich, dass sie »durch die hinten angebrachte Mönchskaputze die finstern Zeiten verräth, wo der päpstliche Stuhl sich ausschließlich das Recht zueignete, Universitäten zu errichten.«<sup>12</sup>

Der aufgeklärt-absolutistisch regierende Kaiser wandelte die Hochschulen in möglichst effiziente Lehranstalten um, in denen Staatsbeamte und Ärzte herangezogen werden sollten, keine Gelehrten. Und er reduzierte die Anzahl der Universitäten massiv. Es gab nur mehr deren drei im gesamten Kaiserreich – in Wien, in Prag und in Galizien.<sup>13</sup> Er führte statt Latein Deutsch als Unterrichtssprache ein und ließ erstmals Juden und Protestanten zum Studium zu.

In der Spätaufklärung schafften viele Universitäten die akademische Festbekleidung ab – allerdings spätestens Mitte des 19. Jahrhunderts war sie meist wieder eingeführt. Nicht so an der Universität Wien. Hier dau-



erte es bis 1927. Die Urkunde, die anlässlich der Wiedereinführung ausgestellt wurde, vermerkt: »Das Amtskleid soll bei allen festlichen Veranstaltungen, an denen der akademische Senat korporativ teilnimmt, bei den Promotionen und Sponsionen sowie von den offiziellen Vertretern der Universität bei akademischen Feierlichkeiten im Auslande getragen werden.«<sup>14</sup> Zielgruppe waren demnach vor allem Rektoren, Dekane und Senatsangehörige. (Abb. 4)

Die Krägen der Talare zeigten durch ihre Farbgebung, welcher Fakultät der Träger (damals eigentlich nie die Trägerin) zuzuzählen war: Lindgrün für die Medizin, purpurrot für die Rechtswissenschaften, dunkelblau für die philosophische Fakultät und goldgelb bzw. hellviolett für die katholische und die evangelische Theologie. Der Kragen des Rektors war dagegen, ungeachtet seiner Ursprungsfakultät, mit Hermelin besetzt. Heute gliedert sich die Universität Wien in nicht weniger als 15 Fakultäten, hervorgegangen aus nur zwei der fünf ursprünglichen Fakultäten, nämlich der juristischen und der philosophischen, und die Medizin bildet eine eigenständige Hochschule. Die einmal vergebenen Farben blieben jedoch erhalten: Alle Nachfolger der alten philosophischen Fakultät tragen dunkelblau, und so weiter. Sogar die Mediziner sind immer noch lindgrün.

1965 wurden anlässlich der 600-Jahrfeier der Universität die Professoraltalare wieder eingeführt, als schlichter Überwurf über die normale Kleidung – angelehnt an die an den meisten ausländischen Universitäten übliche Sitte. (Abb. 5) Dieser Vorstoß erwies sich jedoch als »Eintagsfliege«. Die Überwürfe verschwanden nach dem festlichen Umzug wieder im Schrank und wurden nie mehr hervorgeholt.

#### *Revival der akademischen Kleidung*

Das führt unweigerlich zur Überlegung, warum eine solche »Kostümierung« überhaupt wieder eingesetzt wurde. Ursprünglich war der Sinn und Zweck einer akademischen Amtstracht völlig klar: Sie unterstrich



Abb. 5: Festzug auf der Ringstraße in Wien 1965. Foto. Vorneweg Unterrichtsminister Theodor Piffl-Percevic und Rektor Karl Fellingner, dahinter die Dekane und ihre Stellvertreter, anschliessend die Professenschaft in akademischer Kleidung. (Bildsignatur: Pz 1965/V/10/1/1)

die gelehrte Autorität ihres Trägers, sie kündete von seiner Funktion und damit der gesellschaftlichen Position, sie war auch ein Rechtssymbol.<sup>15</sup> Heutzutage wirkt sie eher befremdlich und es verwundert nicht, dass eines der Argumente der Lehrenden gegen die Wiedereinführung die Sorge war, sich der Lächerlichkeit preiszugeben. Der Wunsch, sich in der Tradition zu verorten, erwies sich jedoch als stärker – auch wenn die Kontinuität dieser Tradition bei genauerer Betrachtung nur Fiktion ist. Akademische Festkleidung unterlag zunächst einem ähnlichen Wandel wie jede andere Gewandung – die Einführung von Halskrausen oder voluminösen Perücken in der Rektorenausstattung spricht hier für sich – und war dann, zumindest hier bei uns, über 150 Jahre überhaupt abwesend. Erst im 20. Jahrhundert wurde sie wieder eingeführt – anknüpfend an bereits zu ihrer Zeit als altmodisch geltende Vorbilder. Dennoch erleben heutzutage die akademischen Rituale eine regelrechte Renaissance.

Als Vorbilder dienen hier allerdings nicht die gesetzten mitteleuropäischen Abschlussfeiern, sondern die viel fröhlicheren angelsächsischen Events, sprich die anfangs erwähnten Szenen aus Film und Fernsehen. So feiert etwa die Universität Bonn bereits seit 2005 ein sogenanntes Universitätsfest, eine Abschlussfeier für Studierende sämtlicher Fakultäten, alle ausgestattet mit geliehenem Talar und Doktorhut nach amerikanischem Vorbild.

Und das Beispiel macht Schule. Ein Blick ins Internet macht deutlich, dass auch im deutschsprachigen Raum die angelsächsische Form der Abschlussfeier immer üblicher zu werden scheint. Talare und Doktorhüte können in jeder beliebigen Größe ausgeliehen oder erworben werden – sogar Kindertalare für den stilvollen Schulabschluss.<sup>16</sup> Die mitteleuropäische Tradition, dass Absolventinnen und Absolventen an ihrem großen Tag keine spezielle Kleidung tragen, rückt an vielen Universitäten – noch nicht in Wien – nach und nach in den Hintergrund. Damit verändert sich natürlich der gesamte Charakter der Veranstaltung. Nicht mehr die neu erworbene akademische Würde steht im Mittelpunkt, sondern der Erfolg der (jetzt ehemaligen) Studierenden.

#### *Der Doktorhut*

Der Name »Doktorhut« ist etwas verwirrend. Heute hat sich im landläufigen deutschen Sprachgebrauch dieses Wort als Bezeichnung für die »square academic cap«, besser bekannt als »mortarboard« (Mörtelbrett), durchgesetzt, einer schwarzen Kappe, die auf dem Scheitel mit einem flachen Viereck und einer Quaste, Tassel genannt, versehen ist. Korrekt ist diese sprachliche Vereinfachung aber eigentlich nicht.

Der Doktorhut wurde früher – als äußerliches Zeichen der neuen Würde – dem Doktoranden bei seiner Promotion feierlich überreicht. In Süd- und Mitteleuropa ist er bis heute ein Birett, eine flache Kopfbedeckung ohne Krempe oder Schirm, in Skandinavien eine Art Zylinder.

Ursprünglich stammt die heute als Mortarboard bekannte akademische Kopfbedeckung aus Oxford, Ende des 19. Jahrhunderts wurde sie in den USA von einer »Intercollegiate Commission« führender Universitäten als Standard festgelegt, 1932 dann auch vom »American Council on Education«.<sup>17</sup> Und heute kommt sie wieder zurück nach Europa, mittlerweile geadelt zum allgemein üblichen Synonym für (nicht nur akademische) Bildung. Sogar das gängige Icon für Bildung ist ein kleines mortarboard.

Rund um die Kopfbedeckung entstanden in den USA eigenständige Traditionen. So hat die Seite, auf der die Tassel getragen wird, Aussagekraft über den akademischen Status des Trägers oder der Trägerin: Nach Erhalt des Diploms wird sie von der rechten auf die linke Seite verschoben.

Die klassische mitteleuropäische Kopfbedeckung von Studierenden war zwar überall ein Birett – das Tragen von Hüten in der Universität war Studenten untersagt – hatte allerdings nicht immer unbedingt eine Quaste. So auch in Wien. Wollten wir hier diese kleine Geste kopieren – die vertraute Filmszene sozusagen im echten Leben nachstellen – wären wir gezwungen, die heute in Amerika übliche Kappenform zu importieren. Einige der deutschen Universitäten tun das, wie berichtet, bereits. Sie geben dem Event für die Absolventinnen und Absolventen Vorrang vor der (an jungen Hochschulen sowieso nicht wirklich gegebenen) Tradition. In Anbetracht der Tatsache, dass die angeblich althergebrachten Bräuche oft sowieso von außen, von anderen Studienstätten, übernommen sind, eine durchaus verständliche Politik.

Damit bedeutet auch hier internationale Angleichung wieder einmal nur Angleichung an amerikanische, aus den Medien bekannte und vertraute Traditionen – Traditionen, die ursprünglich eigentlich sowieso aus Europa stammen. Erinnerungen an das zunächst irische Halloween kommen auf, das erst in Amerika zu dem Fest wurde, das wir heute kennen, und seit den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts in seiner modifizierten Form nach Europa zurückgefunden hat.

<sup>1</sup> <http://event.univie.ac.at/feiern-ehrungen>

<sup>2</sup> M. Wimmer, Unter den Talaren. In: *Historia Magistra Vitae? Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 16.Jg. Heft 2/2005, 132

<sup>3</sup> Stand 4.8.2014

<sup>4</sup> [http://www.welt.de/welt\\_print/article1354405/Unter-den-Talaren-Muff-von-1000-Jahren-Ein-Plakat-geht-um-die-Welt.html](http://www.welt.de/welt_print/article1354405/Unter-den-Talaren-Muff-von-1000-Jahren-Ein-Plakat-geht-um-die-Welt.html)

<sup>5</sup> ebd.

<sup>6</sup> Vgl. M. Bringemeier, *Priester- und Gelehrtenkleidung*. Münster 1974. 30-32

<sup>7</sup> A. von Hülsen-Esch, *Gelehrte im Bild*. Göttingen 2006. 193

<sup>8</sup> A. von Hülsen-Esch, *Gelehrte im Bild*. Göttingen 2006. 126-132

<sup>9</sup> M. Bringemeier, *Priester- und Gelehrtenkleidung*. Münster 1974. 82

<sup>10</sup> M. Füssel, *Talar und Doktorhut. Die gelehrte Kleiderordnung als Medium sozialer Distinktion*. In: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen*. Köln/Weimar/Wien 2009, 251

<sup>11</sup> M. Bringemeier, *Priester- und Gelehrtenkleidung*. Münster 1974. 50-51

<sup>12</sup> F. Gall, *Die Insignien der Universität Wien*. Graz-Köln 1965, 50

<sup>13</sup> <http://gams.uni-graz.at/fedora/get/o:wissg-063-131/bdef:PDF/get/>

<sup>14</sup> Zitiert nach M. Wimmer, *Unter den Talaren*. In: *Historia Magistra Vitae? Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften*, 16.Jg. Heft 2/2005, 133

<sup>15</sup> M. Füssel, *Talar und Doktorhut. Die gelehrte Kleiderordnung als Medium sozialer Distinktion*. In: *Frühneuzeitliche Universitätskulturen*. Köln/Weimar/Wien 2009, 258-259

<sup>16</sup> z.B.: <http://www.diplomissimo.de/talare.html>

<sup>17</sup> <http://www3.uni-bonn.de/die-universitaet/events-und-veranstaltungen/universitaetsfest/talar>

*Die Kooperation der Universitätsbibliothek Wien  
und der Österreichischen Nationalbibliothek in der  
Bibliotheksausbildung*

Aus- und Fortbildung im bibliothekarischen Bereich werden bereits seit 1930 an den beiden großen Bibliotheken in Wien im Bibliotheksalltag gelebt. Das Ziel der Ausbildung ist immer gewesen, eine zukunfts- und praxisorientierte Universalausbildung anzubieten, deren Qualität permanent im aktuellen Berufsalltag bestehen kann. Aufgrund der großen Anzahl der Bibliotheken und damit Interessierten an Aus- und Fortbildung in Wien war und ist es notwendig, dass zwei Bibliotheken diesen Bedarf abdecken. Hier soll als Paradigma einer historischen gewachsenen Kooperation das Wechselspiel beider Bibliotheken in der Aus- und Fortbildung gezeigt werden.

Ein kurzer Blick vorweg auf die Entwicklung der Ausbildungsvorschriften zeigt, dass ihre Gültigkeitsspanne aufgrund der rasanten technologischen Entwicklungen im Bibliothekswesen im 20. Jahrhundert noch 50 Jahre betrug, dann die Verkürzung auf 20 Jahre erfolgte und im 21. Jahrhundert alle 5 Jahre eine Aktualität erforderlich ist.

1929 wurde erstmalig das Ausbildungs- und Prüfungswesen für die staatlichen BibliothekarInnen in Österreich in der Prüfungsordnung für den wissenschaftlichen und mittleren Bibliotheksdienst in Österreich<sup>1</sup> geregelt und an der Österreichischen Nationalbibliothek verankert. Vorerst nur für AkademikerInnen gestaltet, fand die theoretische Ausbildung täglich nach Dienstende bis 19.00 Uhr im Ausmaß von drei Monaten statt und schrieb auch eine dreimonatige praktische Verwendung vor, die individuell gestaltet werden konnte. Später konnten auch MaturantInnen an den Theorieblöcken teilnehmen und die Unterrichtszeit wurde in die Dienstzeit verlegt. Alle Veranstaltungen und auch Praktika fanden an der Österreichischen Nationalbibliothek statt. Bei der kommissionellen Dienstprüfung mussten Kenntnisse von fünf Fremdsprachen in einem für die Verwendung erforderlichen Ausmaß bei den AkademikerInnen und drei bei den MaturantInnen nachgewiesen werden. Schon damals zeigte sich die Kooperation zwischen den Bibliotheken in der Zusammensetzung der Fachvortragenden und der Mitglieder der Prüfungskommissionen. Den Vorsitz der Prüfungskommission für die AkademikerInnen führte der Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek und für die MaturantInnen der Bibliotheksdirektor der Universität Wien.

Aufgrund des Forschungsorganisationsgesetzes 1981 wurde an der Österreichischen Nationalbibliothek eine eigene Ausbildungsabteilung – sowohl Grundausbildung als auch Fortbildung – im Bibliotheks-, Dokumentations- und Informationswesen gegründet, die eine österreichweit

einheitliche, berufsbegleitende Aus- und Fortbildung der wissenschaftlichen BibliothekarInnen und Informationsfachleute im Bundesdienst in diesem Bereich nach zukunftsorientierten Maximen für alle Verwendungsgruppen (AkademikerInnen, MaturantInnen als auch Fachdienst) wahrzunehmen hatte.<sup>2</sup> Die Ausbildungsabteilung fungierte auch als Anlaufstelle für in- und ausländische KollegInnen, die im Rahmen ihrer Ausbildung Praktika oder Exkursionen an den Einrichtungen der Österreichischen Nationalbibliothek absolvieren wollten. Die zentrale Leitung der Grundausbildungslehrgänge lag bei der zuständigen Abteilung III/1 des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und ihre Stellvertretung in der Ausbildungsabteilung der Österreichischen Nationalbibliothek.

In den Jahren 1979 – 1999 regelte die Verordnung über die Grundausbildungslehrgänge für die Verwendungsgruppen A (AkademikerInnen) und B (MaturantInnen) – Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationsdienst, erschienen am 29.12.1978 im BGBl. Nr. 659/1978/II<sup>3</sup> die Ausbildung im Rahmen des Bundesbedienstetengesetzes 1979 für die wissenschaftlichen BibliothekarInnen. Die Dualität zwischen theoretischem Unterricht und individuell gestaltbarer, praktischer Verwendung wie in der Ausbildungsverordnung 1930 wurde für beide Zielgruppen beibehalten. Erstmals wurden auch Inhalte des Dokumentationswesens einbezogen. Dezentral wurden in 12 Wochen für die AkademikerInnen und in 7 Wochen für die MaturantInnen an den Universitätsbibliotheken Linz, Graz, Innsbruck, Salzburg, Wien und an der Österreichischen Nationalbibliothek betreuungsintensive Inhalte unterrichtet und dafür wurde die entsprechende Infrastruktur geschaffen. Die Lehrgänge wurden in Wien jährlich und in den Bundesländern nach Bedarf angeboten. Die praktische Verwendung dauerte für die Verw. Gr. A 12 Wochen, für die Verw. Gr. B 7 Wochen und der zentrale Teil an der Österreichischen Nationalbibliothek vermittelte den AkademikerInnen in 12 Wochen und den MaturantInnen in 7 Wochen den benötigten theoretischen Überblick. Schon im Rahmen dieser Verordnung zeigte sich, dass an beiden Wiener Bibliotheken die Notwendigkeit bestand, jährlich einen Ausbildungslehrgang abzuhalten, um den Ausbildungsbedarf in Wien abdecken zu können<sup>4</sup>.

Als Abschlussarbeit hatten die AkademikerInnen eine schriftliche Hausarbeit vorzulegen; die MaturantInnen hatten die Wahl zwischen einer schriftlichen Hausarbeit oder einer Klausurarbeit. Als Dienstprüfung galt eine mündliche kommissionelle Prüfung. Damit waren alle Pragmatisierungsvoraussetzungen nach BDG 1979 erfüllt. Die TeilnehmerInnen wurden von ihren Dienststellen für die Ausbildung nominiert, die entstandenen Kosten trug das Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Für den Bundesdienst sehr innovativ war die Regelung, dass Privatpersonen nach Maßgabe freier Plätze gegen Kostenersatz an der Ausbildung teilnehmen konnten. Hiermit ermöglichte man auch BibliothekarInnen aus dem Nichtbundesbereich oder Privatpersonen die Teilnahme an der Ausbildung. Sehr bald und wahrscheinlich ausgelöst durch die Errichtung des Bibliothekenverbundes, kamen die TeilnehmerInnen nicht nur aus den Universitätsbibliotheken, der Österreichischen Nationalbibliothek und Bibliotheken von Forschungsinstitutionen, sondern auch aus Amts- und Behördenbibliotheken, Museen, Vereinen, Klöstern

usw. Gemeinsam mit den zuständigen BeamtInnen der betroffenen Ministerien und den Ausbildungsverantwortlichen in Österreich wurden in Abstimmung mit den BibliotheksdirektorInnen die Ausbildungsinhalte laufend den aktuellen Bedürfnissen angepasst. Als Vorsitzende der beiden Prüfungskommissionen wurden einerseits der Generaldirektor der Österreichischen Nationalbibliothek oder dessen Stellvertreter und der Bibliotheksdirektor der Universität Wien bestellt. Erwähnenswert erscheint aus heutiger Sicht, dass bis zu 40 TeilnehmerInnen einen Ausbildungslehrgang besuchten.

1992 wurden aufgrund der großen Nachfrage die dezentralen Ausbildungslehrgänge erstmals nach Verwendungsgruppen getrennt geführt. Das Prinzip des Kernmoduls und der Spezialisierungsphase nahm seinen Anfang, unabhängig von der Verwendungsgruppe.

Um diesem steigenden Ausbildungsbedarf Rechnung zu tragen, konnten am 22.10.1992 an der Österreichischen Nationalbibliothek neue Räume<sup>5</sup> vor allem für die anstehende EDV-Einführung adaptiert werden, die auch Schulungen für das neu eingeführte Bibliotheksverbundsystem BIBOS erlaubten. Bedingt durch die Umbauarbeiten für das neue Seminarzentrum an der Österreichischen Nationalbibliothek waren ein Teil der MitarbeiterInnen der Ausbildungsabteilung ab 2. März 1992 bis 30. Mai 1992 sowie die TeilnehmerInnen des Grundausbildungskurses an der Universitätsbibliothek Wien zu Gast.

1993 wurde durch den Beitritt Österreichs zur Europäischen Union die Vergleichbarkeit der verschiedenartigen Bildungssysteme der Mitgliedstaaten thematisiert. Die notwendigen inhaltlichen Aktualisierungen umfassten den gesamten deutschsprachigen Raum, um österreichische AbsolventInnen in ihrer Mobilität zu fördern und die Möglichkeit einer adäquaten Ausbildung im deutschsprachigen Raum zu gewährleisten. Länge und Fächerkanon der Grundausbildung waren zwar schon immer im deutschsprachigen Umfeld akzeptiert, aber durch die Verankerung im Bundesdienstgesetz konnte kein akademischer Titel trotz entsprechender Länge und Inhalte verliehen werden.

1994 stieg der Ausbildungsbedarf in Wien so stark, dass drei parallele Grundlehrgänge notwendig wurden. Neben den beiden etablierten Kursorten wurde nun auch an der Bibliothek der Technischen Universität ein Grundlehrgang mit einem neuen Referententeam und in einem neu adaptierten Kursraum geführt. Dies bedeutete nicht nur eine Aufrüstung der Infrastruktur bezüglich Raumbedarf, sondern auch bezüglich der Vortragenden, die alle nebenberuflich für die Qualifizierung des bibliothekarischen Nachwuchses sorgten und Aktualität und Praxisbezug garantierten.

Ab 1995 veränderte sich im Zuge eines Pilotprojektes der dezentrale Ausbildungsteil in fünf mehrwöchige Module, die in Teilprüfungen abgefragt wurden. Heute erscheint dies selbstverständlich, damals galt es in der Bundesausbildung als revolutionär.

Neu war die Aktualisierung der Lehrinhalte vor allem im Bereich der Neuen Medien. Erstmals wurden Projektarbeiten als Lehr- und Lernform eingeführt. Die Ergebnisse wurden am Ende einem Fachpublikum präsentiert und auf einer Homepage im Internet publiziert. Der Nachweis der Kenntnis von Fremdsprachen reduzierte sich bei AkademikerInnen auf »nur mehr« drei und bei MaturantInnen auf zwei.



Am 29. September 1998 konnte das zwanzigjährige Jubiläum der Ausbildungsabteilung mit der Eröffnung des 880 m<sup>2</sup> umfassenden dreistöckigen Ausbildungszentrums<sup>6</sup> an der Österreichischen Nationalbibliothek im Anschlussstrakt der Hofburg: Schlosserstiege im Zuge des Umbaus der Redoutensäle gefeiert werden. Der geschlossene Raumverband umfasste nun drei modern ausgestattete Seminarräume, Gruppenarbeitsräume, eine Fachbuchsammlung und eine Lounge und somit entsprach die Infrastruktur dem gestiegenen Bedarf an Aus- und Fortbildung im bibliothekarischen Bereich. Durch diese institutions- und bundeslandübergreifenden Ausbildungsaktivitäten entstand eine österreichweite Vernetzung unter den BibliothekarInnen, die auch später im Arbeitsalltag oder bei Fachkongressen weitergeführt wurde.

Von 1. August 1999 bis 2004 galt die *Verordnung der Bundesregierung über die Grundausbildungen für die Verwendungsgruppen A1 und A2 – Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationsdienst*<sup>7</sup>. Diese Rahmenverordnung der Bundesregierung berücksichtigte die neuesten Erkenntnisse der Informationstechnologien, der Wissensvermittlung, des Projektmanagements und auch die Vorgaben des am 1. Jänner 2000 in Kraft getretenen Vertragsbedienstetengesetzes, das neue flexible Strukturen und Prüfungsmodalitäten für die bibliothekarische Ausbildung ermöglichte. Diese entsprach dem internationalen Standard und den neuen inhaltlichen Anforderungen, die durch ihre Vielzahl die gültige Rahmenverordnung sprengten. Diese Verordnung definierte die Universitätsbibliotheken Graz, Innsbruck, Salzburg und Wien sowie die Österreichische Nationalbibliothek als Ausbildungsbibliotheken, wobei die Frequenz der Lehrgänge vom regionalen Bedarf abhing. Ab diesem Zeitpunkt wurden die Ausbildungslehrgänge völlig dezentralisiert und modularisiert in drei- bis vierwöchigen Blöcken geführt. Darüber hinaus hatten AkademikerInnen die Möglichkeit, einen dreiwöchigen Vertiefungsteil aus acht Wahlfächern zu wählen; die MaturantInnen hatten Zeit für eine Woche Vertiefung. Neu waren die Auflösung der kommissionellen Prüfung in Einzelprüfungen und die Einführung von praktischen Prüfungen als Alltagssimulation. Durch neue Lehr- und Lernformen (Vorlesungen und Seminare in Form von Ausbildungsmodulen, Praxisphasen mit Begleitunterricht, Trainings- und Spezialisierungsphasen mit begleitender Praxis insbesondere in den der vorgesehenen Verwendung der Bediensteten entsprechenden Schwerpunktbereichen und Selbststudium) sowie persönlichkeitsbildende Fächer (soft skills), soziales Lernen und Managementtechniken sollte den TeilnehmerInnen ein nützliches Werkzeug für den Arbeitsalltag mitgegeben werden. Die Einführung von Praxisprojekten mit realen AuftraggeberInnen und BetreuerInnen, die Nachhaltigkeit der Ergebnisse und die praktische Umsetzung intensivierten den Lerneffekt und führten zu einer Spezialisierung. Projektpräsentation und -dokumentation sollten die Nachhaltigkeit manifestieren.

In Wien wurden an der Österreichischen Nationalbibliothek und an der Universitätsbibliothek Wien ab nun organisatorisch völlig getrennte, gleichwertige Lehrgänge abgehalten. Die Zusammensetzung der Lehrgänge zeigte, dass Universitätsbibliotheksangehörige die Universitätsbibliothek Wien als Ausbildungsort und TeilnehmerInnen aus Archiven, Museen, Amtsbibliotheken die Österreichische Nationalbibliothek als Ausbildungsort bevorzugten. Trotzdem spiegelte sich auch in dieser

Verordnung die enge Kooperation in der Zusammensetzung der Lehrbeauftragten und der Prüfungskommissionen sowie der Abstimmung der Lehrgangsressourcen wider. Selbstverständlich waren für die Studierenden Exkursionen, Praktikumsplätze und Gasthörerschaften an der jeweils anderen Institution möglich. Lehrgangsteile, die eine besondere Infrastruktur brauchten, wurden auch für den anderen Lehrgang in der darauf spezialisierten Bibliothek durchgeführt.

Durch die Ausgliederung bzw. Entlassung der Universitäten und der Österreichischen Nationalbibliothek in die Vollrechtsfähigkeit und der neuen gesetzlichen Grundlage für die Abhaltung von Universitätslehrgängen, die im Universitätsgesetz 2002 geregelt sind, konnte dem langen Desideratum der Professionalisierung der Ausbildung im Bibliotheks- und Informationswesen durch die Errichtung des *Interuniversitären Universitätslehrgangs Master of Science Library and Information Studies an den Universitäten Wien, Graz, Innsbruck, Salzburg MSc* im Jahr 2004 (-2009) entsprochen werden. Die Ausbildung entwickelte sich von einem verwaltungsinternen Lehrgang zu einem interuniversitären Universitätslehrgang, der bislang einzige in Österreich. Einerseits war es durch die künftige Rekrutierung von Angestellten in den wissenschaftlichen Bibliotheken nicht mehr notwendig, sich innerhalb der Grenzen des Beamten- bzw. Vertragsbedienstetenrechts zu bewegen und andererseits konnte dem lang gehegten Wunsch der AbsolventInnen der Grundausbildungslehrgänge nach internationaler Mobilität und Verleihung eines akademischen Grades Rechnung getragen werden.

Es handelte sich in Österreich – im Unterschied zu Deutschland – um kein reguläres Grundstudium, sondern um eine auf universitärer Ebene durchgeführte Weiterbildung. Universitätslehrgänge sind außerordentliche Studien, die mit einem akademischen Titel (120 ECTS) bzw. einer akademischen Bezeichnung (60 ECTS) abschließen. Damit wurde für den Universitätslehrgang Library and Information Studies MSc die optimale Lösung gefunden, einen zweistufigen Ausbildungsprozess abzubilden. Sowohl MaturantInnen als auch AkademikerInnen erhielten nach der Absolvierung des zweisemestrigen Grundlehrgangs die Bezeichnung »akademischer Bibliotheks- und Informationsexperte / akademische Bibliotheks- und Informationsexpertin«. Nach Absolvierung des zweisemestrigen Grundlehrgangs konnten AkademikerInnen den berufsbegleitenden Aufbaulehrgang zur wissenschaftlichen Vertiefung besuchen, der nach Verfassen einer Master Thesis mit dem Grad »Master of Science, MSc« abschloß. Das Fachstudium stand für AkademikerInnen in Österreich weiterhin an erster Stelle. Die bibliothekarische Qualifikation konnte in Form dieses zweistufigen postgradualen Universitätslehrgangs erworben werden. Der Universitätslehrgang Library and Information Studies MSc war eine praxisorientierte Berufsausbildung im Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationswesen mit gesetzlicher Grundlage. Dies war und ist auch seine große Stärke und erlaubte es AbsolventInnen, sofort nach der Ausbildung in den Beruf einzusteigen.

Am 26.04.2004 wurde der Interuniversitäre Universitätslehrgang Library and Information Studies MSc an der Universität Wien – in Kooperation mit der Österreichischen Nationalbibliothek – eingerichtet, im Mai 2005 an der Universität Innsbruck, im Juni 2006 an der Universität Graz und 2013 auch an der Universität Salzburg. Eine Vereinbarung regelte die

fachliche und organisatorische Kooperation: es gibt eine gemeinsame wissenschaftliche Leitung und einen gemeinsamen wissenschaftlichen Beirat, der einmal jährlich zusammentrat, um die wissenschaftliche Qualitätssicherung, Feststellung der Praxisrelevanz der Lehrveranstaltungen und die Evaluation des Universitätslehrganges zu besprechen. Dem wissenschaftlichen Leitungsgremium war ein wissenschaftlicher Beirat aus in- und ausländischen ExpertInnen zur Seite gestellt.

In Wien wurde an der Universitätsbibliothek Wien sowie an der Österreichischen Nationalbibliothek jährlich ein Grundlehrgang angeboten, in Innsbruck alle zwei Jahre und in Graz im Abstand von drei Jahren. Im Anschluss daran ein Aufbaulehrgang statt. Dieser Lehrgang richtete sich an TeilnehmerInnen, die bereits in einem relevanten Bereich tätig waren bzw. tätig werden wollten durch Vermittlung theoretischer und praxisorientierter Fähigkeiten zur beruflichen Ausübung. Eine individuelle Spezialisierungsmöglichkeit ergab sich durch die Wahlfächer, Praktika und schlussendlich durch die Themenwahl der Projekte bzw. später der Master Thesen / Masterarbeiten. Der Grundlehrgang Library and Information Studies folgte einem zweisemestrigen Aufbau, der in mehreren Intensivmodulen – die modularisierte Vermittlungsform wurde beibehalten – theoretische Inhalte in Form von Vorlesungen, Seminaren und Workshops vermittelte. Kenntnisse in Betriebswirtschaft, Medientheorie und Medienerschließung sowie Instrumente und Strategien zur Analyse und Bewertung von Informationsquellen und Rechercheergebnissen und Konzepte und Methoden des Wissens- und Informationsmanagements wurden in Gruppenarbeiten, Präsentationen, Diskussionen und Fallbeispielen aus der Praxis didaktisch aufbereitet.

Im Rahmen des Grundlehrgangs absolvierte jeder ein fachspezifisches Praktikum im Gesamtumfang von 100 Tagen. Dieses umfangreiche Pflichtpraktikum hatte das Ziel, die Studierenden mit der Berufspraxis vertraut zu machen und theoretische Lehrinhalte zu konkretisieren. Das Praktikum gewährte verbesserte Einstiegschancen für den Beruf und bot die Möglichkeit wertvolle Kontakte im In- und Ausland zu knüpfen. Auch für ArbeitgeberInnen bedeuteten Praktika eine gute Möglichkeit, Nachwuchskräfte kennenzulernen.

Als Abschlussarbeit für den Grundlehrgang war das Verfassen einer praxisbezogenen Projektarbeit vorgesehen, die das Gelernte in die Praxis umsetzte. Im Vordergrund stand dabei das Arbeiten im Team und die selbständige Durchführung eines Projektes mit Werkzeugen des modernen Projektmanagements. Die Auftraggeber der Praxisprojekte boten den Studierenden die Möglichkeit, sich in einem facheinschlägigen Arbeitsumfeld zu bewähren und an Beständen zu arbeiten. Ein/eine ProjektbetreuerIn begleitete die Projekte und garantierte die Machbarkeit.

Die rund 160 Vortragenden pro Lehrgang waren ExpertInnen mit hoher Praxiserfahrung, Führungskräfte aus Bibliotheken und Informationseinrichtungen sowie freie TrainerInnen. Die ausgewogene Zusammensetzung der Lehrenden aus dem In- und Ausland ermöglichte den Studierenden einen Einblick in unterschiedliche Institutionen sowie erste Kontakte für das spätere Berufsleben. Die Auswahl der Vortragenden erfolgte sorgfältig und entsprach strengen Evaluierungskriterien. Im Unterricht vermittelten sie theoretisches Grundwissen auf hohem

Niveau und praxisorientierte Ansätze. Die AbsolventInnen leisteten mit ihren Master Thesen einen wichtigen Beitrag zum Forschungsoutput im Fachbereich Library and Information Studies in Österreich. Um den hohen Qualitätsstandard in der Lehre zu halten, entwickelten die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft Ausbildung an Universitätsbibliotheken ein Sechs-Stufen-Evaluierungsmodell, mit dem die Lehrgänge einheitlich überprüft wurden. Dieses beinhaltete auch, neben den üblichen Personenevaluationen und inhaltlichen Evaluationen, eine Onlinebefragung der TeilnehmerInnen aller Lehrgänge ein Jahr nach Absolvierung und umfasste v.a. folgende Punkte: Curriculum, Transferorientierung, Organisation/Ablauf, Praktikum, Projektarbeit, Master Thesis, statistische Daten und Verbleibstatistik.

Das Universitätsgesetz 2002 normierte im § 101 Abs. 3: »Für das Bibliothekspersonal aller Universitäten ist eine einheitliche Ausbildung aus dem Bereich Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationswesen vorzusehen.« Mit 1. Jänner 2015 ist eine Neuerlassung der Verordnung (*Verordnung über die einheitliche Ausbildung aus dem Bereich des Bibliotheks- und Informationswesens für das Bibliothekspersonal der Universitäten gemäß Universitätsgesetz 2002*) in Kraft getreten, die als Rahmenverordnung für alle Ausbildungsangebote mit ihren wechselnden Curricula wieder für viele Jahre die legitime Grundlage bieten soll.<sup>8</sup>

Insgesamt haben in Wien 182 nun akademisch geprüfte BibliotheksexpertInnen den Grundlehrgang absolviert, weitere 57 in den Bundesländern. Am Aufbaulehrgang nahmen 82 Studierende teil und 25 in den Bundesländern.

In *Curriculum 2009*<sup>9</sup> wurden von einem gesamtösterreichischen ExpertInnenteam die Statuten des Interuniversitären Lehrgangs den neuen inhaltlichen und technologischen Gegebenheiten angepasst und auch die Bezeichnung modifiziert. Im Grundlehrgang wurden den Studierenden nun 16 Pflicht- und acht Wahlfächer aus fünf Fachbereichen angeboten. Ein Anlass für die Curriculumsänderung war neben der Aktualisierung auch die Einführung der Wahlfächer Öffentliches Bibliothekswesen I und II, die den AbsolventInnen im Fall einer Anstellung z.B. in Wien in diesem Bereich als Fachprüfung auf die Verwaltungsprüfung anerkannt wurde und dadurch das Qualifikationsprofil auch auf die öffentlichen Büchereien erweitert wurde.

Im Aufbaulehrgang wurde ein Master Seminar eingeführt, in dem der/die wissenschaftliche LehrgangsleiterIn von Anfang an den Entstehungsprozess der Abschlussarbeiten begleitete, seine Expertise zur Verfügung stellte, ein theoretischer Input zum wissenschaftlichen Arbeiten und zur Verteidigung angeboten wurde und somit im Rahmen des letzten Teils des Seminars der Arbeitsfortschritt beim Schreiben der Master Thesen dokumentiert war. Zur Betreuung der Master Thesen selbst wurde aus einem österreichweiten Pool an akkreditierten inländischen und ausländischen ExpertInnen gewählt, die den Themenfindungs- und inhaltlichen Entstehungsprozess begleiteten und unterstützten.

Insgesamt haben in Wien 161 TeilnehmerInnen die Ausbildung nach Curriculum 2009 absolviert und davon 123 sich auch zusätzlich für die Öffentlichen Büchereien qualifiziert, weitere 45 in den Bundesländern. Am Aufbaulehrgang nahmen 50 Studierende teil und 19 in den Bundesländern.

Anlässlich der Errichtung des Lehrganges an der Universität Salzburg wurde im *Curriculum 2013*<sup>10</sup> neben der zeitbedingten Anpassung der Inhalte auch die Einführung von alternativen Lehr- und Lernmethoden (wie z.B: blended learning Einheiten) ermöglicht und vor allem eine Umstrukturierung im Aufbaulehrgang durchgeführt. Um diese Ziele transparenter darzustellen, wurde jeder Fachbereich neben der üblichen Aufzählung der Pflicht- und Wahlfächer um eine Zusammenfassung der Modul Inhalte und um die Beschreibung der Learning Outcomes für die Studierenden ergänzt. Als stringente Abfolge in den Modulen wurde pro Fachbereich als eigenes Pflichtfach Technologie eingeführt, um neben dem üblichen Fachwissen auch dem Wissen über die technischen Grundlagen sowie deren Erprobung im Bibliotheksalltag Zeit und Raum zu geben.

Die bibliothekarischen Grundlagen werden in den Pflichtfächern vermittelt, die Wahlfächer lassen interessensabhängig Spezialisierungen zu. Die Kernkompetenzen ändern sich in Richtung Technikaffinität, Serviceorientierung und Informationskompetenz. Sie wurden in das Curriculum eingebaut, ohne die bisherigen Stärken, nämlich die Praxisnähe und die Konzentration auf die bibliothekarischen Kernkompetenzen – Erschließung und Recherche – aufzugeben. Die Studierenden können neben den 19 Pflichtfächern aus 11 Wahlfächern wählen, um bestmöglich für einen Berufseinstieg in einer Bibliothek oder einer Informations-einrichtung gerüstet zu sein.

Der Masterlehrgang bietet neben einer fundierten theoretischen Einführung auch möglichst anwendungsnahe bibliothekarische Praktika. Daher gibt die gänzlich neue Struktur nun genug Raum für Schwerpunkte, Reflexion der eigenen Arbeitssituation und zukünftige technologiebedingte Entwicklungen und sieht vermehrte Spezialisierungsmöglichkeiten vor. Der Masterlehrgang besteht nun aus neun Pflichtfächern und neun Wahlfächern. Neben vertieften Kenntnissen der Fachinhalte liegt der Fokus vor allem auf betriebswirtschaftlichen Kenntnissen und Fähigkeiten für Führungs- und Managementaufgaben. Methoden und Konzepte sollen nicht nur kennengelernt und bewertet werden, sondern parallel dazu soll in der Managementfabrik im Rahmen eines Planspieles ein Lernportfolio zu einer Szenariobibliothek entwickelt werden. Dadurch ist gewährleistet, dass die theoretisch vermittelten Inhalte selbständig anhand der eigenen Bibliothek überlegt, eingesetzt, erprobt und Konsequenzen gezogen werden können. Dieses spannende Projekt begleitet die Studierenden durch den gesamten Masterlehrgang. Auf dieser Metaebene werden sie mit den mannigfaltigen Aufgabenstellungen (Personalführung, Change Management, Budgeterstellung etc.) in einer Bibliothek auch auf »Leitungsebene« konfrontiert. Die Unterstützung der Studierenden beim Erstellen der Masterarbeit und begleitende Maßnahmen, um einen zeitgerechten Abschluss zu fördern, bleiben weiterhin Fixpunkte.

Der Wiener Anteil an dem gesamtösterreichischen Konzept ist eine Erfolgsgeschichte, auch wenn das oft nicht so wahrgenommen wird: Durch die Ausbildungsdichte in Wien sind viele auch indirekt an der Lehrgangsführung, Ausbildungsverantwortliche/r, Lehrenden, PrüferInnen, Mitglieder des Beirats, BetreuerInnen der Projekte bzw. Master Thesen/ Masterarbeiten beteiligt wie zum Beispiel durch das Ermöglichen von Exkursionen oder Praktika, oder in der Rolle von ProjektauftraggeberInnen und letztendlich als ArbeitsgeberInnen.

Seitdem die Ausbildung in interuniversitärem Rahmen angeboten wird und 2004 an der Universität Wien in Kooperation mit der Österreichischen Nationalbibliothek errichtet wurde, sichert ein Kooperationsvertrag zwischen Universität Wien, den Universitäten Graz (2006), Innsbruck (2005) und Salzburg (2013) die gesamtösterreichische Einheitlichkeit. Ein weiterer Kooperationsvertrag gewährleistet, dass die Österreichische Nationalbibliothek als Kooperationspartnerin der Universität Wien den interuniversitären Universitätslehrgang Library and Information Studies durchführen kann und die Studierenden ein Zertifikat bzw. den Mastertitel der Universität Wien erhalten können und in Wien die beiden traditionellen Ausbildungsstandorte erhalten bleiben.

Gemeinsam wird jährlich auf der Beruf- und Studienmesse BEST ein Stand zur Information über alle bibliothekarischen Ausbildungsmöglichkeiten in Österreich betrieben, wo gleichbleibend über die Jahre ca. 300 Personen Auskunft zum Universitätslehrgang und ca. 70 Interessierte an einer Lehrlingsausbildung in diesem Bereich mit Informationen versorgt werden. Interessant ist auch zu beobachten, dass sich am jährlichen Informationsabend im kleinen Festsaal der Universität Wien, an dem ca. 200 Interessierte teilnehmen, das Interesse an den jeweiligen Standorten die Waage hält und sich in der Regel etwa 50 Interessierte an jedem Standort bewerben. Ein Großteil der Lehrbeauftragten betreut beide Bibliotheken, die Wahlfächer werden für die Studierenden gemeinsam angeboten. So können die Wiener Studierenden bei Interesse immer das komplette Wahlfachangebot nutzen.

Somit haben im Rahmen des Universitätslehrganges Library and Information Studies an der Universitätsbibliothek Wien in Kooperation mit der Österreichischen Nationalbibliothek als Ergebnis dieser Kooperation bis dato seit 2004 387 Studierende den Grundlehrgang absolviert, 161 Studierende den Aufbaulehrgang besucht und 69 den Master Titel erhalten.

Um die Ergebnisse der Master Thesen einem interessierten Publikum zugänglich zu machen, wurde mit der Internetadresse <http://www.bibliotheksausbildung.at> eine Plattform geschaffen, auf der alle Abstracts der Master Thesen / Masterarbeiten zu finden sind, die im Rahmen des Lehrganges österreichweit erstellt wurden. Darüber hinaus wurden Vortragsreihen auf bibliothekarischen Tagungen eingerichtet und ausgewählte Arbeiten im Rahmen der VÖB-Schriftenreihe publiziert.

Ein jüngster Ausdruck dieses starken Kooperationsgedankens ist das neueste Projekt der Universität Wien, an dem alle Standorte über eine Kooperation beteiligt werden:

2015 werden an der Universität Wien in Kooperation mit den Universitäten Graz, Innsbruck, Salzburg sowie der Österreichischen Nationalbibliothek auf postgradualer Ebene zwei voneinander unabhängige Zertifikatskurse eingerichtet: »Bibliotheken führen« und »Bestandsmanagement in Bibliotheken und Informationseinrichtungen«, die mit einem Zertifikat der Universität Wien abgeschlossen und mit ECTS Punkten quantifiziert werden sollen. Zielgruppe sind alle InteressentInnen, die über eine mindestens fünfjährige Berufspraxis und eine facheinschlägige Ausbildung verfügen. In diesem zweisemestrigen Zertifikatskurs ist auch vorgesehen, dass alle TeilnehmerInnen die Kooperationsbibliotheken kennen lernen.



In diesem kurzen Streifzug durch die bibliothekarische Ausbildung in Österreich wird deutlich, dass der Kooperationsgedanke alle Ausbildungsangebote durchzieht. Die Arbeitsgemeinschaft der Ausbildungsverantwortlichen für das Bibliothekspersonal der Universitäten konnte in Entwicklung und Durchführung der verschiedenen Ausbildungsprogramme – vor allem des Interuniversitären Universitätslehrgangs Library and Information Studies MSc – trotz der unterschiedlichen Rahmenbedingungen der Universitäten eine einheitliche, berufsorientierte und praxisnahe Ausbildung in Österreich durchsetzen. Gemeinsame Bibliotheksausbildung macht uns stark!

Webseite der ARGE Ausbildung an Universitätsbibliotheken:  
[www.bibliotheksausbildung.at](http://www.bibliotheksausbildung.at)

<sup>1</sup> Prüfungsordnung für den wissenschaftl. und mittleren Bibliotheksdienst in Österreich Wien: Selbstverl. d. Nationalbibliothek;1929 (<http://data.onb.ac.at/rec/AC10220861>)

<sup>2</sup> [http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1981\\_341\\_0/1981\\_341\\_0.pdf](http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1981_341_0/1981_341_0.pdf)

<sup>3</sup> [http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1978\\_659\\_0/1978\\_659\\_0.pdf](http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1978_659_0/1978_659_0.pdf)

<sup>4</sup> Universitätsbibliothek Graz dreijährig, Universitätsbibliothek Innsbruck zweijährig

<sup>5</sup> Der Vortragssaal: Prunksaalstiege, Halbstock rechts sowie die Verwaltungsräume

der Ausbildungsabteilung blieben bestehen. Der ehemalige Katalograum neben der Generaldirektion wurde zum 2. Vortragssaal, das alte Lesezimmer zur Fachbuchsammlung. Die Teeküche im Erdgeschoß Handschriftenstiege und den ersten EDV-Schulungsraum im 2. Stock Neue Burg wurden neu adaptiert. 1993 übersiedelte die Fachbuchsammlung mit ihren Beständen in das Refektorium.

<sup>6</sup> Dies wurde durch die Adaptierung der Räume des Alten Schlagwortkataloges und der Reprographie, sowie des Einziehens einer Zwischendecke ermöglicht.

<sup>7</sup> 295. Verordnung der Bundesregierung über die

Grundausbildungen für die Verwendungsgruppen A1 (AkademikerInnen) und A2 (MaturantInnen) – Bibliotheks-, Informations- und Dokumentationsdienst 2000-2004 [http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1999\\_295\\_2/1999\\_295\\_2.pdf](http://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1999_295_2/1999_295_2.pdf)

<sup>8</sup> BGBl. II Nr. 377/2014 vom 23. Dezember 2014 [https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=BgblAuth&Dokumentnummer=BGBLA\\_2014\\_II\\_377](https://www.ris.bka.gv.at/Dokument.wxe?Abfrage=BgblAuth&Dokumentnummer=BGBLA_2014_II_377)

<sup>9</sup> [http://www.univie.ac.at/mtbl02/2008\\_2009/2008\\_2009\\_223.pdf](http://www.univie.ac.at/mtbl02/2008_2009/2008_2009_223.pdf)

<sup>10</sup> <http://bibliothek.univie.ac.at/ulg/files/Curriculum%202013.pdf>

*Inhalt und Formen eines brauchgebundenen  
Singens im Angesicht eines Verstorbenen*

*Zum neu erschienenen Band:*

Erika Sieder und Walter Deutsch (Hg.): *Corpus musicae popularis Austriacae: Gesamtausgabe der Volksmusik in Österreich in repräsentativer Auswahl. 22: Niederösterreich und Steiermark. WeXel oder die Musik einer Landschaft: 1. Das geistliche Lied*. Wien: Böhlau 2014. 641 S., Illustrationen, Karten, zahlr. Notenbeispiele + 3 CDs, ISBN 978-3-205-79584-1

Der 22. Band der Enzyklopädie CORPUS MUSICAE POPULARIS AUSTRIACAE<sup>1</sup> dokumentiert im Rahmen des geistlichen Liedes jenes überlieferte Liedgut, welches zwei Nächte vor der Beerdigung für den und vor dem in der Hausstube des Bauernhofes aufgebahrten Toten gesungen wurde. Der vorliegende Band ist ein Werk des »Erinnerns« an den Totenbrauch in der bäuerlichen Gesellschaft, welcher durch die verpflichtende Nutzung der ab 1960 errichteten Aufbahrungshallen seine Funktion verlor. Doch nicht nur der Totenbrauch, auch das mit dem persönlichen Abschiednehmen verbundene Singen ist verstummt.<sup>2</sup>

Es ist die Landschaft des Wechsels, in welcher Geschichte, Leben, Brauch und die Lieder zur Totenwache erhoben wurden. Der steirische und niederösterreichische Teil des Wechsels bildet – historisch bedingt – eine volkulturelle Einheit von besonderer Qualität. Sie zeigt sich auch in der Musikalität jener Singenden und Musizierenden. Diese Lieder wurden von den Sängerinnen in unterschiedlichsten Formen – wenn auch der Tradition verpflichtet – wiederholend neu gestaltet. Der Brauch des »Leichhütens« oder »Leichwächens« als endgültiges Abschiednehmen wurde vornehmlich von Frauen mit besonderer musikalischer Begabung getragen. Sie kamen abends – oft über mehrere Kilometer zu Fuß – in das Trauerhaus und übernahmen das Singen. Die Lieder erzählen vom Tod und vom Abschied, sie erteilen Belehrungen, spenden Trost und enthalten auch immer die Bitte um einen guten Tod – eine gute »Sterb'stund« –, welche sie vor allem an die Mutter Gottes richten.

Angehörige, Nachbarn und Freunde kamen in den Abendstunden nach der Stallarbeit und beteten gemeinsam für den vor ihnen aufgebahrten und mit Heiligenbildchen geschmückten Leichnam. Mit dem traditionell einsetzenden Gesang der Frauengruppe begann das Trost spendende, respektvolle Ritual für den Verstorbenen. Manche Anwesende stimmten in die Lieder ein, alle gedachten des vor ihnen Aufgebahrten. Die Melodien wechselten von Sängerinnengruppe zu Sängerinnengruppe, von Rotte zu Rotte, von Viertel zur Viertel, von Ort zu Ort. Die Vielfalt an melodischen Gestaltungsformen ist staunenswert.<sup>3</sup>

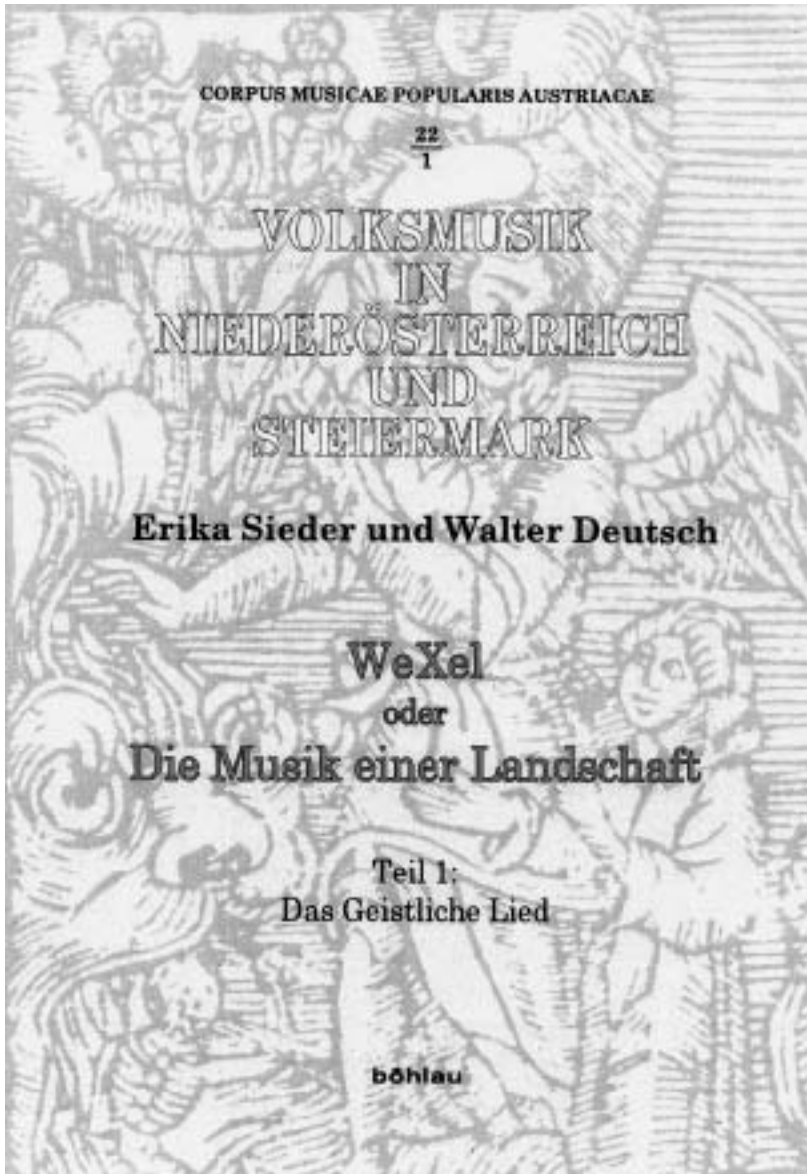


Abb. 1: Buchtitel zu CORPUS MUSICAE POPULARIS AUSTRIACAE 22/1 mit Flugblatt im Hintergrund aus der Offizin Samuel Müllers, Wiener Neustadt 1741.

Die in dieser Landschaft aus der Erinnerung der Sängerinnen aufgezzeichneten Lieder sind das zentrale Thema des 22. Bandes der genannten Enzyklopädie, welcher mit dem Titel »*WeXel oder die Musik einer Landschaft*« einen kulturhistorischen Beitrag zur Überlieferungsgeschichte geistlicher Lieder einer spezifischen Region darstellt.

Neben der Beschreibung der Grenzlandschaft Niederösterreich – Steiermark und der Dokumentation des Totenbrauches erhalten die »Leichhüat-« oder »Leichwächtlieder« in diesem Band eine breit gefächerte Darstellung. Funktionelle Anwendung, inhaltsbezogene Klassifikation in den heute geläufigen Gattungsbezeichnungen<sup>4</sup>, Nennung der Gewährleute, Nachweise zur Verbreitung, Anmerkungen zu Text, Melodie und möglicher Herkunft und Autoren, sowie deren Dokumentation auf Tonträgern zeigen die Welt einer eigenen bäuerlichen Frömmigkeit und ihre damit eng verbundenen Melodien.

In manchen Liedtexten finden sich gereimte Darstellungen aus fast allen Bereichen der Kirchenlehre. Motive wie »Buße« und die »Letzten Dinge«, Anrufungen von Jesus und Maria und der Heiligen galten im Singanlass des Abschiednehmens nicht nur für den Verstorbenen, sondern als Mahnung und Trost für alle Anwesenden.<sup>5</sup> Als Beispiel sei das Lied »*Nun jetzt muss ich von euch scheiden*« genannt, eines jener Abschiedslieder, welches von den Sängerinnen – stellvertretend für den Toten – angestimmt wurde.

Dieses Singen vor dem sichtbar aufgebahrten Verstorbenen in der Stube seines Hofes war eine »Andacht« aller Anwesenden für die Seele des Toten. Sie selbst schöpften Kraft aus dem Ritual der gemeinsam getragenen Trauer. Die Melodien der Lieder spendeten Trost und linderten den Schmerz. Es sind betrachtende Lieder zu Zeit und Ewigkeit, es ist der gesungene Totentanz und das mahnende Sterbelied, welche als älteste Liedbeispiele die Vielfalt der Gesänge zur Totenwacht prägen. Unbekannt sind die Schöpfer dieser Lieder, ob Ordensleute der Gegenreformation oder Priester der jüngeren Zeitgeschichte. Das ab der Barocktradition belegbare geistliche Liedgut blieb den Sängerinnen des Wechsels – wenn auch in stets variierenden Formen – bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vertraut. Die Verurteilung des »singenden Abschiednehmens« durch Burchard von Worms um 1045 belegt historisch ältere Wurzeln.

Die vorhandenen Belege zeigen, dass von den Sängerinnen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts vermehrt religiöse Lieder aus ihren lokalen kirchlichen und außerkirchlichen Singtraditionen in den Brauch eingefügt wurden. So finden sich in den handschriftlichen Liederbüchern der Sängerinnen zahlreiche Sakramentslieder, Bittlieder, Marien- und Wallfahrtslieder sowie Erzähllieder mit unterschiedlichen Inhalten. Die in den Liederheften eingetragenen Liedstrophen sind meist Abschriften aus verschiedenen Quellen, wobei häufig das Liederheft der »Nachbarin« oder ein zum »Leichhüaten« bei geographisch entfernterer Verwandtschaft gehörtes, »b'onders schönes Lied« für diesen Akt der Liedübernahme zu nennen sind. Einige Lieder finden sich jedoch auch nur in einem einzigen handgeschriebenen Buch!

Eine bedeutende Quelle für die Verbreitung geistlicher Lieder und deren Aufnahme in das Liedgut der Singenden waren die in Kleinformat gedruckten Liedflugblätter der Offizinen Graz, Wiener Neustadt, Steyr,

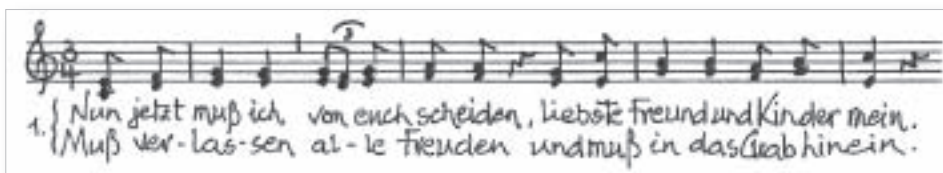


Abb. 2: Eine viertaktige Liedweise bildet mit ihrer Schlichtheit die melodische Grundlage für jede Verszeile des zehnstrophigen Liedes.

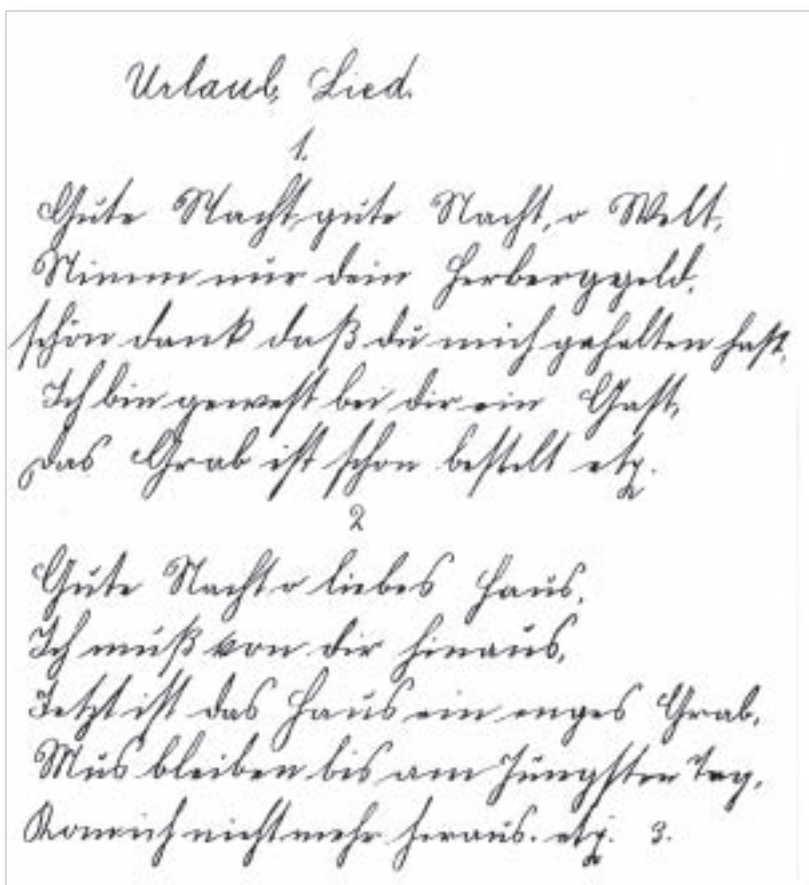


Abb. 3: Schriftprobe aus dem handschriftlichen Vorbeterbuch (1842) aus dem Besitz von Franz Brunner (1898–1972), Rotte Hollabrunn / Gemeinde Feistritz am Wechsel.

Vier schöne  
geistliche Lieder.

Das Erste:

Nun jezt muß ich von euch scheiden, ic.

Das Zweyte:

Begrüßt seyst du Maria, du Mutter, ic.

Das Dritte:

Komm, o Sänder! thu doch eilen, ic.

Das Vierte:

Frisch auf meine Seel in Noth vertrau, ic. Adl.



Steyr, gedruckt bei Mich. Haas.

Abb. 4: Die Titelseite eines Flugblattdruckes aus der Offizin von Michael Haas, gedruckt um 1850 in Steyr. Die »Vier schönen geistlichen Lieder« spiegeln die Gattungsvielfalt:  
Das Erste – ein Abschiedslied  
Das Zweyte – ein Marienlied  
Das Dritte – ein Bußlied  
Das Vierte – ein belehrendes Lied



Urfahr / Linz, Krems, Znaim, Eisenstadt und Ödenburg. Den im vorliegenden Band abgedruckten 192 »Leichhütliedern« liegen 86 Flugblatt-Lieddrucke zugrunde. Da für einzelne Lieder unterschiedliche Flugblätter erhalten sind, ergibt sich daraus die Gesamtzahl von 206 Flugblatt-Liedaufzeichnungen. Wie kein anderes Medium wurde die Geschichte der musikalischen Volkskultur durch das Flugblattlied im 18. und 19. Jahrhundert in ganz besonderer Weise beeinflusst.<sup>6</sup> Bisher unbekannte weltliche und geistliche Lieder finden mit ihren erstmals gedruckten Strophen Eingang in das Repertoire der Sängerinnen, werden übernommen und – nach persönlichen Vorlieben ausgewählt – in das eigene »Liederbüchl« eingetragen. Für einige Lieder sind auch gedruckte Liederbücher als Quellen anzusehen, doch zahlreiche Texte sind nur durch die »Leichhüt- / Leichwächtbüchln« der Frauen und die handschriftlichen Vorbe- und Wallfahrtsbücher der Männer tradiert.

Im Gegensatz zu den nachlesbaren Liedtexten gab es für die Sängerinnen keine in Notenschrift vorliegende Melodieaufzeichnung, da sie diese auch nicht lesen konnten. Das Singen der »Leichhütliedern« setzte eine ungebrochene musikalische Überlieferung voraus. Die Wiedergabe der Melodien in einer parallel geführten Zweistimmigkeit bildete eine stilistische Selbstverständlichkeit. Je nach Melodiegestalt wurde in gleicher Bewegung zur Hauptstimme eine Unterstimme geführt, oder das angestimmte Lied mit der elementaren Form eines nur aus Terzen bestehenden melodischen Fortgangs ausdrucksstark gesungen. Es war ein vertrautes, unreflektiertes Singen der Frauen im Wechselgebiet, welche unbewusst wie bewusst die volksmusikalischen Normen ihrer Vorgängerinnen anwendeten.

Nur wenige Quellen der gesungenen Melodien zu den Liedtexten sind zu belegen. Sie leben einzig und allein im Gedächtnis der Sängerinnen und wurden erst im Laufe der Aufzeichnungen vor Ort in ein lesbares Notenbild übertragen. Die Forschungen im steirisch-niederösterreichischen Wechselgebiet begannen in den letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts und erstreckten sich – phasenweise – bis in die Gegenwart. Noch 2014 wurden persönlichen Fassungen von »Leichhütliedern« von noch lebenden Sängerinnen aufgezeichnet. Der aus Sammelmaterialien des Archivs des Österreichischen Volksliedwerkes der Österreichischen Nationalbibliothek, der steirischen und niederösterreichischen Volksliedarchive, des steiermärkischen Landesarchivs und aus den Feldforschungen der Gegenwart vorliegende poetisch-musikalische Stoff zum Totenbrauch im Wechselgebiet bildet die Grundlage der Dokumentation dieses nur durch mündliche Überlieferung tradierten Liedgutes.

Der umfangreiche – als 22. Band der Enzyklopädie CORPUS MUSICAE POPULARIS AUSTRIACAE – veröffentlichte Liedbestand mit Nachweisen, Registern und Verzeichnissen, enthält neben einem Wörterbuch des lokalen Dialekts (bearbeitet von Isolde Hausner, Institut für Dialekt- und Namenlexika, ÖAW), 3 CDs mit historischen und aktuellen Tondokumenten (bearbeitet von Nadja Wallaszkovits, Phonogrammarchiv, ÖAW), Zusammenfassungen in den Sprachen der Nachfolgestaaten der ehemaligen Kronländer sowie den geisteswissenschaftlichen Beitrag von Johannes Leopold Mayer über spirituelle Aspekte der »Irdischen Lieder für 's ewige Leben«.

»Diese nach außen hin so schlichten Lieder offenbaren in ihrer frei zu handhabenden Gebundenheit an die großen Säulen der ›pietas austriaca‹ eine Fähigkeit der Menschen, welche sich der Formen- und Ausdruckssprache dieser österreichischen Frömmigkeitsform bedienen, Gesamtzusammenhänge zu schaffen – zwischen den hier Lebenden zu den schon dort Lebenden. Der Tod bildet gleichsam die Naht, welche sowohl trennt wie auch verbindet. Das Singen vom Tod ist als Singen vom Leben zu begreifen.«

Für ihn erschließt sich die »pietas austriaca« im Bild der Lieder, welche dem Tod den Stachel nehmen und den Schmerz lindern.

Nach zwei durchwachten Nächten wurde der Leichnam am Begräbnistag unter Teilnahme der Hinterbliebenen, Verwandten und Nachbarn in die »Todtentruhe« gelegt, vom Hause verabschiedet und zum Friedhof getragen. Das »Leichwachten«, das Verabschieden in der Geschlossenheit der bäuerlichen Nachbarschaft, erfolgte ohne geistliche Präsenz. Der Priester tritt erst in die Mitte der Trauernden bei der sakramental begründeten Einsegnung, mit dem feierlichen Requiem in der Pfarrkirche und bei der Grablegung am Ortsfriedhof. Das abschließende Totenmahl – in Anwesenheit des Priesters – beendet den traditionellen Totenbrauch.

<sup>1</sup> Seit 1993 wird diese Enzyklopädie im Österreichischen Volksliedwerk in Zusammenarbeit mit den Volksliedwerken der Bundesländer erarbeitet. Ihr Anspruch und Ziel sind die wissenschaftliche Erstellung einer »Gesamtausgabe der Volksmusik in Österreich in repräsentativer Auswahl«.

<sup>2</sup> Michaela Brodl und Walter Deutsch: Totenlied und Totenbrauch in Österreich, in: Harald Froschauer, Christian Gastgeber, Hermann Harrauer (Hg.): Tod am Nil. Tod und Totenkult im antiken Ägypten mit einem Beitrag zum Totenlied und Totenbrauch in Österreich (= Nilus. Studien zur Kultur Ägyptens und des Vorderen Orients 8), Wien 2003, 70; Michaela Brodl und Walter Deutsch: Gute Nacht, gute Nacht, o Welt. Die Totenwache in Brauch, Lied und Gebet. Biblos, 57,1 (2008) 19–35.

<sup>3</sup> Vgl. Helmut Huber: Gebet- und Liedgut um Tod und Begräbnis aus Niederösterreich. Mit einem Beitrag von Walter Deutsch (= VWGÖ 149), Wien 1981.

<sup>4</sup> Vgl. Gerlind Haid (Hg.): INFOLK. Informationssystem für Volksliedarchive in Österreich. Jahrbuch des Österreichischen Volksliedwerkes 39/40 (1990/91) 91–123.

<sup>5</sup> Dietz-Rüdiger Moser: Das religiöse Lied im Volksbarock der Alpenländer. In: Josef Sulz und Thomas Nußbaumer (Hg.): Religiöse Volksmusik in den Alpen (= Innsbrucker Hochschulschriften, Serie B, Band 4), Anif, Salzburg 2002, 9–33.

<sup>6</sup> Leopold Schmidt: Flugblattlied und Volksgesang. In: Das deutsche Volkslied 40 (1938) 11.

Alle Abbildungen stammen aus dem Bildarchiv  
und der Grafiksammlung der Österreichischen  
Nationalbibliothek



Abb. 1: Herzog Albrecht III. übergibt das Herzogskolleg der Universität,  
Buchmalerei um 1400. In: Guilelmus Duranti. *Rationale divinarum officiorum in  
linguam germanicam translatum...*, ÖNB, Cod 2765, fol.1 (Bildsignatur: NB 2807-D)

Die 1365 unter Herzog Rudolf IV. gegründete Wiener Universität war ab etwa 1385 im sogenannten *Herzogskolleg* in der heutigen Postgasse untergebracht. Im Laufe der Zeit wurde sie um etliche Gebäude erweitert, Studentenhäuser siedelten sich an – ein eigenes Universitätsviertel entstand. Im Jahr 1756 eröffnete Kaiserin Maria Theresia die so genannte »Neue Aula« der Universität am Universitätsplatz, dem heutigen Doktor-Ignaz-Seipel-Platz, heute Sitz der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 1884 schließlich übersiedelte die Universität Wien in das neuerrichtete Gebäude an der Wiener Ringstraße, wo sie bis heute beheimatet ist.



Abb. 2: *Herzogskolleg*. Gemälde. Rekonstruktionsversuch von Conrad Grefe (1823-1907). 1896. (Bildsignatur: 24.674-A(B))



Abb. 3: Jesuitenkirche am Universitätsplatz (noch vor Errichtung der Neuen Aula). Vor 1753. Stich. (Bildsignatur: LW 71871-C)



Abb. 4: Neue Aula der Alten Universität am Universitätsplatz. Kolorierte Radierung von Karl Schütz nach eigener Zeichnung. 1790. In: Sammlung von Aussichten der Residenzstadt Wien von ihren Vorstädten ... Wien: Artaria. Um 1800. (Signatur: Pb 207.586-F.Por., Tafel 11)





Abb. 5: *Universitätsplatz um die Mitte des 18. Jahrhunderts*. Federzeichnung in Schwarz von Josef Johann Kirchner, monogrammiert, nach dem Gemälde von Canaletto (1720-1780) »Der Universitätsplatz in Wien«. Vorzeichnung zum »Kronprinzenwerk« (Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Wien 1886–1902, Bd. »Wien«, 1886, S. 16). (Bildsignatur: Pk 1131, 1144)



Abb. 6: Jesuitenresidenz am Universitätsplatz, Schwibbogen und Durchgang zur Postgasse. Aquarell von Franz Gerasch (1826-1906). Um 1870. (Bildsignatur: LW 72773-C)



Abb. 7: Neue Aula der Alten Universität am Universitätsplatz.  
Fotografie. 1870. (Bildsignatur: 18300-A(B))



Abb. 8: Alte Universitätsbibliothek Postgasse 9, Bibliothekssaal nach Entfernung der Bücher. Fotografie. Nach 1890 (Bildsignatur: 499980-B)



Abb. 9: *Neue Universität Wien*, Blick auf nordöstliche Ecke, Reproduktion nach Holzschnitt von Friedrich Wilhelm Bader (1828–1907). Um 1890. In: *Wiens Baudenkmale und nächste Umgebung. ... K.k. Hof-Verlags- u. Univ.-Buchhandlung*. Wien o.J. (Bildsignatur: Vues II 78531,03)



Abb. 10: *Neue Universität Wien*. Blick auf südöstliche Ecke aus Richtung Burgtheater. Fotografie. 1892. (Bildsignatur: 135.156-D)





Abb. 11: *Neue Universität Wien*. Blick auf nordöstliche Ecke von der Schottenkreuzung. Fotografie. Um 1900. (Bildsignatur: 449575-B)





Abb. 12: *Neue Universität Wien: Juristenstiege*, Blick zum Standbild von Kaiser Franz Josef I. Fotografie. Um 1900. (Signatur: Pk 4371,138)



Abb. 13: *Bibliothek der Neuen Universität Wien. Großer Lesesaal. Galerieaufnahme, Blick Richtung Rathaus. Fotografie. 14.4.1929. (Bildsignatur: 105306-D)*



Abb. 14: *Neue Universität Wien, Ringstraßenfront, Blick von der Molkereibastei. Fotografie. 15.04.1948 (Bildsignatur: US 4874)*

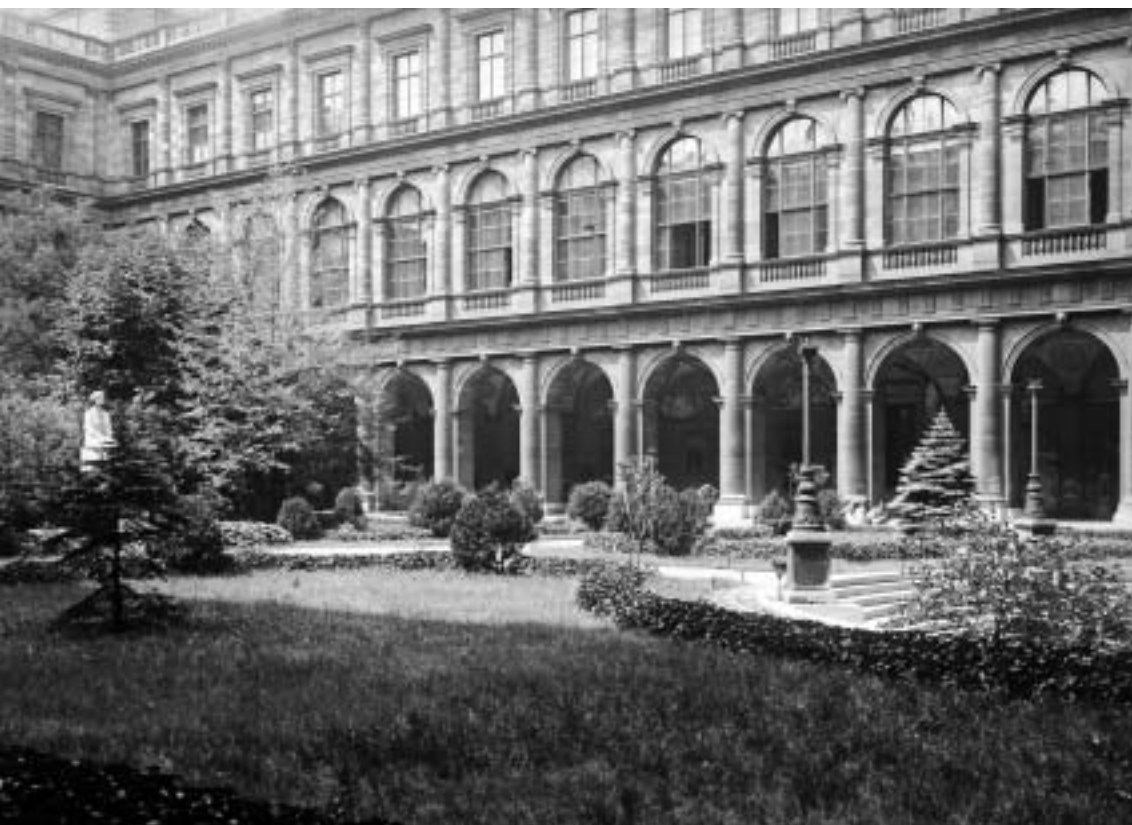


Abb. 15: *Neue Universität Wien, Arkadenhof*. Durchblick zur Ecke mit Aufgang zur Bibliothek. Fotografie. Nach 1910. (Bildsignatur: 24.680-B)

Die Österreichische Nationalbibliothek bietet schon heute über das Online-Portal QuickSearch Zugriff auf viele unterschiedliche digitale Objekte, wie z.B. Bücher, Zeitungen, Fotografien, Plakate, wertvolle Handschriften, Musikalien, Papyri etc. Als nächsten logischen Schritt bietet die Bibliothek die Volltextsuche in historischen Druckschriften als weiteres Service ihren Benutzerinnen und Benutzern an. Eine der wesentlichen Weichenstellungen dafür erfolgte mit dem Projekt Austrian Books Online (ABO) – in dessen Rahmen auch OCR-gelesene Texte produziert werden – indem die Entscheidung getroffen wurde, eine zentrale technische Infrastruktur für Volltextsuche an der ÖNB zu schaffen. Diese war von Beginn an so konzipiert, nicht nur Volltexte aus ABO, sondern auch aus beliebigen anderen Quellen verarbeiten zu können. Heute beinhaltet das volltextlich durchsuchbare Angebot Texte aus den Projekten ABO, ANNO (Zeitungen), Europeana Newspapers und in geringem Ausmaß aus TELPlus.<sup>1</sup>

Nach Abschluss des Projekts ABO, welches als Public-Private-Partnership mit Google durchgeführt wird, werden insgesamt 600.000 Bücher im Volltext durchsuchbar und online verfügbar sein; derzeit sind bereits rund 250.000 Bücher über einen eigens entwickelten Buchviewer zugänglich.

Nach mehr als zehn Jahren Laufzeit sind im digitalen Zeitungslesesaal (ANNO) rund 13 Mio. Seiten vom 16. Jahrhundert bis in die 40er Jahre des 20. Jahrhunderts online abrufbar. In Kooperation mit dem von der EU-Kommission geförderten Projekt Europeana Newspapers wurde der Zeitungsbestand bis in die 1870er Jahre OCR-gelesen und ebenfalls in die Volltextsuche integriert. Die Österreichische Nationalbibliothek plant, bis Ende 2015 den gesamten digitalisierten Bestand aus ANNO volltextlich durchsuchbar anzubieten.

#### *Technische Infrastruktur der Volltextsuche*

Wie eingangs erwähnt, war eines der wesentlichen Paradigmen bei der Implementierung der technischen Infrastruktur, diese so zu konzipieren, dass Daten aus unterschiedlichen Quellsystemen integriert werden können und aus verschiedenen Zielsystemen auf die Infrastruktur zugegriffen werden kann, wodurch eine bestandsübergreifende Suche möglich wird.

Die via OCR(optical character recognition) erstellten Texte liegen als XML-Dateien vor und enthalten zusätzlich zum erkannten Text die genaue Position jedes Wortes auf der Seite.

Der Aufbau eines ganzen Dokuments ist in einer XML-Datei im For-



Abb. 1: Zeitungsausschnitt in Frakturschrift mit OCR-Text im Format ALTO<sup>4</sup>

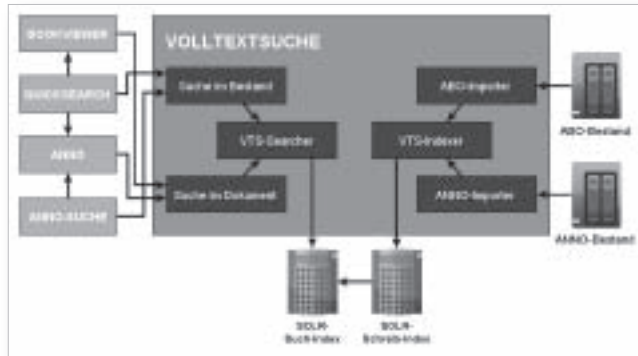


Abb. 2: Übersicht Komponenten Volltextsuche

mat METS<sup>2</sup> beschrieben. Das Herzstück der gesamten Applikation ist der Suchserver (auf Basis von SOLR<sup>3</sup>) mit dem Index, der alle in den Dokumenten vorhandenen Begriffe mit einer Referenz auf das Dokument beinhaltet. Die Zahl der aktuell verzeichneten unterschiedlichen Terme beläuft sich auf rund 1,5 Milliarden! Diese hohe Zahl erklärt sich einerseits durch die unterschiedlichen Sprachen, in denen die Bücher und Zeitungen vorliegen, andererseits durch die höhere Fehlerrate bei der OCR historischer Texte. Letztere lässt sich durch viele Faktoren erklären, beispielhaft sei hier nur erwähnt: Fraktur als vorherrschende Schrift, welche herkömmlichen OCR-Engines Probleme bereitet, aber auch mangelnde Qualität des Drucks und unterschiedliche Papierqualität insbesondere bei Zeitungen. Zusammengefasst: nur ein einzig falsch erkannter Buchstabe innerhalb eines Wortes führt bereits zu einem zusätzlichen Term im Index.

Maßgeblich zur Qualität des erkannten Textes trägt aber auch die akkurate Layoutanalyse, etwa die korrekte Erkennung von Spalten, bei.

Die Volltextsuche wurde komplett in das Suchportal QuickSearch der österreichischen Nationalbibliothek integriert, um den LeserInnen weiterhin einen One-Stop-Shop zu allen Beständen zu bieten. Die Suche wurde in QuickSearch als eigener Reiter »Historische Volltexte« implementiert. Durch Klicken auf das Thumbnail gelangt man zur entsprechenden Seite im Buchviewer, wo der Suchbegriff hervorgehoben angezeigt wird. Innerhalb des Buches kann direkt im Buchviewer weitergesucht werden.

Die für die Anzeige im Viewer benötigten Files werden über einen Image Server jeweils »on-the-fly« aus den abgelegten JPEG-2000 Dateien generiert. Der Buchviewer wurde auch für mobile Endgeräte adaptiert.

Abb. 4:  
Volltext-  
suche und  
Anzeige im  
Buchviewer

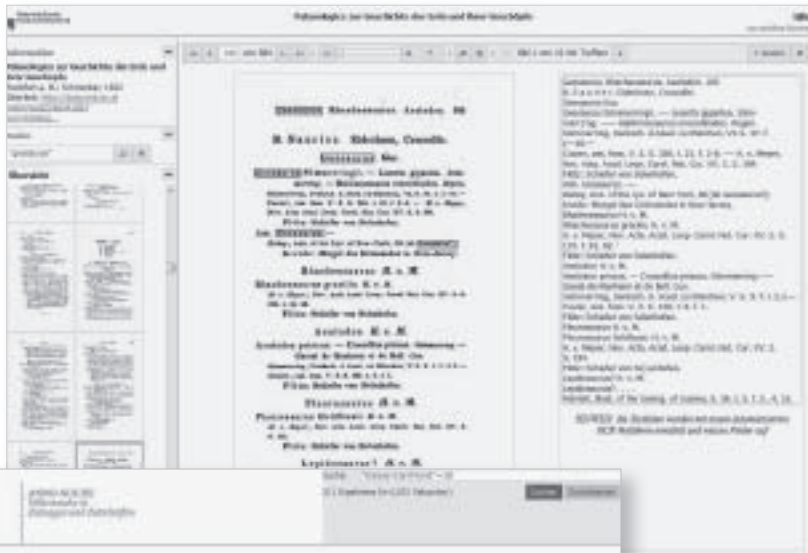


Abb. 5: Anno Suche

Speziell für die Suche in den Volltexten der Zeitungen wurde ein zusätzliches Suchinterface geschaffen. Darüber hinaus wird anlässlich des Gedenkjahres zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein eigener Zeitungskorpus mit 70.000 Zeitungsausgaben inklusive Extraausgaben und Verlustlisten für den Zeitraum 1914-18 angeboten.

<sup>1</sup> TELPlus: Texterkennung (OCR) von mehr als 20 Millionen Seiten wichtiger Inhalte des europäischen Kulturerbes

<sup>3</sup> [lucene.apache.org/solr/](http://lucene.apache.org/solr/)

<sup>2</sup> [www.loc.gov/standards/mets/](http://www.loc.gov/standards/mets/)

<sup>4</sup> <http://www.loc.gov/alto/>

<sup>5</sup> [search.obvsg.at/ONB/de\\_DE](http://search.obvsg.at/ONB/de_DE) Das Suchportal basiert auf Primo der Fa. Exlibris



Internet, Suchmaschinen, Soziale Netzwerke etc. beeinflussen unsere Suchstrategien und ganz allgemein unser Nutzerverhalten maßgeblich. Diese Entwicklung ist in Informationseinrichtungen deutlich spürbar. KundInnen erwarten von Bibliotheken zunehmend ein Serviceangebot, das sie unabhängig von Öffnungszeiten und physischen Standorten in Anspruch nehmen können. An der Österreichischen Nationalbibliothek wurde daher die bibliothekarische Kerntätigkeit des Auskunftsdienstes in den letzten Jahren um virtuelle Services ergänzt.

Die Konzeption der virtuellen Auskunftsdienste erfolgte im Rahmen eines unternehmensweiten Strategieentwicklungsprozesses. Die Strategie 2012 – 2016<sup>1</sup> wurde von internen Arbeitsgruppen entworfen und beinhaltet Projektvorschläge zu unterschiedlichen Themenschwerpunkten. In der Hauptabteilung Benützung und Information sollte die Abteilung Informationsservices<sup>2</sup> als One-Stop-Shop für bibliothekarische Informationsdienstleistungen etabliert werden. Um für jedes Kundenbedürfnis das geeignete Medium anzubieten hat die Österreichische Nationalbibliothek die bestehenden Kommunikationskanäle (Auskunftsschalter bzw. Telefon) um folgende neue Services erweitert:

- Im Live-Chat stehen InformationsexpertInnen unmittelbar Rede und Antwort.
- Ein Chatbot bietet den Vorteil zeitlicher Unabhängigkeit und steht rund um die Uhr für automatisierte Routine-Auskünfte zur Verfügung.
- Für komplexere Fragestellungen, deren Beantwortung zeitverzögert erfolgen kann, eignet sich das online Formular Ask a Librarian am besten.

Die Umsetzung der drei Projekte erstreckte sich über einen Zeitraum von 1,5 Jahren und erfolgte mit bestehenden Ressourcen der Abteilung Informationsservices. Drei MitarbeiterInnen der Fachabteilung waren intensiv in die Implementierung eingebunden. Daneben wurde für die Projektlaufzeit zusätzliches Personal in Form einer 50% Stelle für Projektmanagement sowie einer 25% Stelle für technischen Support zur Verfügung gestellt. Mittlerweile werden diese Projekte im operativen Betrieb der Abteilung Informationsservices mitbetreut.

#### *Live-Chat*

Seit April 2013 bietet die Österreichische Nationalbibliothek einen Live-Chat<sup>3</sup> als zusätzlichen Kommunikationskanal für die bibliothekarische Auskunft an. Während es international durchaus üblich ist, Chats zu eingeschränkten Zeiten anzubieten, wollte man dem Service in Abstimmung mit den Bibliotheksöffnungszeiten einen sehr breiten



Abb. 2: Presence Theme



Abb. 1: Screenshot Chat-Auskunft der Österreichischen Nationalbibliothek

Zeitraumen geben: Der Chat ist Montag bis Freitag in der Zeit von 9.00 bis 21.00 Uhr verfügbar.

Die Suche nach einer Stand-Alone-Lösung, idealerweise mit Referenzen im Bibliotheksbereich, führte zum Produkt LibraryH3lp<sup>3</sup>, einem System das extern gehostet wird und ohne eigene Hardware auskommt. Die technische Implementierung des Projekts war daher mit relativ wenig Aufwand umzusetzen und erfolgte ausschließlich intern ohne Programmieraufwand oder Programminstallationen<sup>5</sup>.

Die Bedienung von LibraryH3lp erfolgt im Browser. Neben dem Chatmodul als Einstieg für MitarbeiterInnen steht ein webbasiertes Administrationsmodul zur Verfügung, das große Flexibilität in der Gestaltung des Chat-Fensters und zahlreiche Auswertungsmöglichkeiten der geführten Dialoge bietet. Das Widget (Chat-Fenster im Browser) kann mit einem grafischen Editor in LibraryH3lp konfiguriert werden. Einstellbar sind z.B. Schriftart, -größe, -farbe, Titeltexte, Rahmen, Fenstergrößen usw. Ein so genanntes Presence Theme (grafische Status-Anzeige online/offline etc.) kann aus einer Galerie ausgewählt oder selber gestaltet werden. Die Konfiguration des Systems und der Einbau in die Webseite sowie die Erstellung der Status-Grafiken wurden intern umgesetzt.

Die Betreuung des Chats erfolgt durch die Abteilung Informationsservices: Da der Informationsschalter untertags stärker ausgelastet ist, werden Chat-Anfragen von 9.00 bis 16.00 Uhr vom Back-Office beantwortet. Von 16.00 bis 21.00 betreut der/die diensthabende MitarbeiterIn am Informationsschalter den Chat. Derzeit reicht es aus, die Chat-Auskunft mit jeweils nur einer Person zu besetzen, die diese Tätigkeit neben anderen Informationsdienstleistungen ausführt. Die Einschulung von ca. 15 MitarbeiterInnen bezog sich nicht nur auf technische Gegebenheiten, sondern vor allem auch auf den besonderen Kommunikationsstil im Rahmen eines Chats.

Diese niederschwellige Kommunikationsmethode ohne Anmeldung oder Programminstallation bietet im Vergleich zu anderen synchronen Kommunikationsformen zahlreiche Vorteile: Der Austausch von schriftlichen Informationen in Echtzeit ist weniger fehleranfällig und ermöglicht die rasche Übermittlung von Links oder auch die Aufbewahrung des Chatprotokolls.

Bisher wurde festgestellt, dass die größte Anzahl an Chat-Anfragen am Dienstag einlangt, gefolgt von Mittwoch und Montag. Die Auslastung ist zur Mittagszeit am stärksten, prinzipiell wird der Chat aber relativ konstant von 9.00 bis 16.00 Uhr genutzt, in den Abendstunden sinkt die Chatfrequenz ab. Die Erfahrungen nach fast zwei Jahren Chat-Service sind durchwegs viel versprechend. Die Zugriffszahlen reichen zwar noch nicht an herkömmliche Kommunikationskanäle heran, allerdings lässt positives Kundenfeedback in Zukunft noch eine Steigerung erwarten.

#### *Chatbot*

Wie beim Chat handelt es sich bei Chatbots um eine synchrone Kommunikationsform, allerdings ohne menschlichen Gesprächspartner:

*»Chatbots [...] sind Programme, die eigenständig Gespräche führen können. [...] Sie antworten auf natürlichsprachige Sätze und stellen selbst Fragen. Das geschieht mit Hilfe einer umfangreichen Basis an Wissen, in der mögliche Fragen und dazu passende Antworten gespeichert werden.«<sup>6</sup>*

Die Software stammt vom Anbieter novomind AG<sup>7</sup>, welcher bereits erfolgreich Projekte im Bibliotheksbereich (z.B. Chatbot Stella der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg<sup>8</sup>) umgesetzt hatte, und wird auf einem Server der Österreichischen Nationalbibliothek betrieben.

Auswahl und Optik des Avatars sind weitere zentrale Elemente bei der Gestaltung eines Chatbots. Auserkoren wurde eine historische Person mit starkem Bezug zur Österreichischen Nationalbibliothek: Hugo Blotius<sup>9</sup>, der 1575 von Kaiser Maximilian II. zum ersten offiziellen Bibliothekar der kaiserlichen Bibliothek ernannt wurde. Im Rahmen mehrerer interner Workshops wurden optische und charakterliche Eigenschaften sowie die sogenannte Homestory (Biographie, Vorlieben etc.) der Figur erarbeitet.

Auf Basis der historischen Darstellungen von Hugo Blotius fand die grafische Ausgestaltung des Avatars durch einen externen Grafiker statt. Um den Eindruck von Mimik und Gestik zu erwecken, wurden neun verschiedene Stimmungen gestaltet, die den Chatbot lebendig wirken lassen.

Für die Dialogqualität ist die inhaltliche Qualifikation der für die Wissensbasis verantwortlichen MitarbeiterInnen entscheidend, welche darüber hinaus über gutes Technikverständnis und Sprachgefühl verfügen sollten. Die Datenbank enthält rund 3.700 Regeln, ca. 70% davon entfallen auf fachlichen Inhalt, 30% auf Smalltalk und Inhalte zur Figur



Abb. 3:  
Portrait Hugo Blotius



lächelnd



skeptisch



begeistert



verwirrt

Abb. 4: Auswahl Emotionen Avatar Hugo Blotius

des virtuellen Beraters. Die Kenntnisse von Hugo Blotius gehen über bibliothekarisches Grundwissen hinaus, er fungiert als virtueller Lotse für die gesamte Institution und beantwortet auch Fragen zu Museen, Sammlungen, usw. Als Hilfestellung für die BenutzerInnen steht eine Kommunikationsanleitung<sup>10</sup> zur Verfügung.

Die Umsetzung des Projekts nahm insgesamt etwa zehn Monate in Anspruch, nach dem Online-Gang wurde die Wissensbasis während eines Beta-Betriebs noch ca. zwei Monate lang optimiert. Im laufenden Betrieb werden etwa zwei Tage pro Monat für die Analyse geführter Dialoge und die Verbesserung der Wissensbasis aufgewendet.

Der Chatbot Hugo Blotius ergänzt seit Oktober 2013 als wiedergekehrter erster Hofbibliothekar den Auskunftsdienst der Österreichischen Nationalbibliothek<sup>11</sup> und ist ein fleißiger Kollege: Seit seinem »Dienstantritt« führte er bereits nahezu 9.000 Dialoge mit insgesamt 35.000 Dialogschritten.

BenutzerInnen schätzen seinen Unterhaltungswert und die Fähigkeit, Smalltalk zu führen bzw. zur eigenen Biographie Auskunft zu geben. Natürlich sind einem virtuellen Berater inhaltliche und sprachliche Grenzen gesetzt. Routine-Anfragen zur Benützung, dem Themenbereich Institution Österreichische Nationalbibliothek, Sammlungen, Museen und Fragen zu Hugo Blotius selbst liefern gute Resultate. Für komplexe Fragestellungen, die Spezialwissen erfordern, ist nach wie vor der bibliothekarische Auskunftsdienst die beste Adresse.

#### *Ask a Librarian*

Bei der bestehenden E-Mail-Auskunft handelte es sich um ein etabliertes Service, das bereits gut von den KundInnen angenommen wurde. Aus diesem Grund wollte man mit der Umgestaltung zu einem zentralen virtuellen Auskunftsdienst in erster Linie die internen Abläufe optimieren und folgende Vorteile realisieren: effiziente Zuweisung von Anfragen an die richtigen Ansprechpersonen, zentrale Archivierung und Suchmöglichkeit, Überblick über den jeweiligen Status einer Anfrage, Vermeidung von Medienbrüchen im Workflow, geringer Aufwand um Kennzahlen (z.B. Anzahl der Anfragen) zu erheben usw.

Die Anwendung Infodesk<sup>12</sup> wird extern vom Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg gehostet und von den MitarbeiterInnen im Browser bedient. Eine wichtige Rahmenbedingung war die Weiterverwendung bestehender E-Mail-Adressen, die bereits zuvor für die Anfragenbeantwortung in Verwendung waren. Grundsätzlich sollten BenutzerInnen die Möglichkeit haben, weiterhin diese Adressen zu kontaktieren bzw. ihre Anfrage mittels Webformular<sup>13</sup> (deutsch- und englischsprachig) an die Bibliothek zu richten. Im Zuge der Umstellung wurden außerdem verschiedene E-Mail-Adressen konsolidiert und unter der zentralen Kontaktadresse [information@onb.ac.at](mailto:information@onb.ac.at) zusammengeführt.

Aufgrund der positiven Erfahrungen hat die Österreichische Nationalbibliothek mittlerweile neben der virtuellen Auskunft noch weitere Module implementiert: Allgemeines Feedback an die Österreichische Nationalbibliothek, Kommentare zu Digitalisaten aus dem Projekt Austrian Books Online, Kommunikation mit der frauenspezifischen Dokumentationsstelle Ariadne und in Kürze die Durchführung von Suchaufträgen werden mit Infodesk zentral verwaltet. Seit Projektstart im Februar 2013 wurden nahezu 6.500 Fälle über das System abgewickelt.

<sup>1</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: Strategie 2012 – 2016: <http://www.onb.ac.at/about/22407.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>2</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: Informationsservices/Kontaktmöglichkeiten: <http://www.onb.ac.at/ben/ivs/21451.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>3</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: Chat-Auskunft (LibraryH3lp): <http://www.onb.ac.at/ben/ivs/21634.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>4</sup> LibraryH3lp: <https://us.libraryh3lp.com/>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>5</sup> Beim Preismodell des Anbieters handelt es sich um ein Subskriptionsmodell, das zwischen öffentlichen und

wissenschaftlichen Bibliotheken unterscheidet (ab 180 US\$ pro Jahr).

<sup>6</sup> Wize, Christoph: So künstlich, dass es echt wirkt: digitale Verkäufer-Bots, Avatare und virtuelle Agenten. Wien 2004, 8.

<sup>7</sup> novomind AG Hamburg: novomind iQ: virtuelle Berater «clever & smart»: <https://www.novomind.com/loesungen/contact-center/novomind-iq/virtuelle-berater/>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>8</sup> Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg: Chatbot Stella: <http://www.sub.uni-hamburg.de/bibliotheken/staatsbibliothek/projekte/chatbot-stella.html>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>9</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: 1575 | Hugo Blotius, kaiserlicher Bibliothekar: <http://www.onb.ac.at/about/hugoblotius.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>10</sup> Kommunikationsanleitung für den Chatbot »Hugo Blotius«: <http://www.onb.ac.at/ben/ivs/22541.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>11</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: Fragen Sie Hugo (Chatbot): <http://www.onb.ac.at/>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>12</sup> Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg Konstanz: Virtuelle Auskunft: <http://www.bsz-bw.de/mare/auskunft/index.html>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.

<sup>13</sup> Österreichische Nationalbibliothek Wien: Informationsservices – Fragen Sie uns (Webformular Infodesk): <http://www.onb.ac.at/ben/ivs/21456.htm>, zuletzt abgerufen am 04.02.2015.



### Erster Weltkrieg Neuerscheinungen zum Erinnerungsjahr 2014 – eine Fortsetzung

Wie schon im ersten Biblos-Heft werden auch hier im zweiten Heft einige weitere Neuerscheinungen zum Jubiläumsjahr 2014 zum Thema Erster Weltkrieg 1914-1918 vorgestellt. Ausgewählt wurden diesmal unterschiedliche Schwerpunkte: ein Ausstellungsband, eine Übersicht zu Kriegssammlungen im deutschsprachigen Raum und ein Band zu Kinderschicksalen im Krieg.

V. Marcel Atze und Kyra Waldner (Hrsg.)  
Unter Mitarbeit von Thomas Aigner,  
mit einem einleitendem Text von Peter Rosei. »Es ist Frühling, und ich lebe noch«. Eine Geschichte des ersten Weltkriegs in Infinitiven. Von Aufzeichnen bis Zensieren.  
Wien: Residenz Verlag 2014  
438 Seiten  
ISBN 978 3 7017 3336 1

Das Zitat »Es ist Frühling, und ich lebe noch«, stammt vom deutschen Schriftsteller Erich Baron, der dies am 26. April 1915 in einem Schreiben an den Wiener Expressionisten Andreas Thom festhielt. Am 13. Juli 1915 wurde er bei einem Sturmangriff getötet.

Der vorliegende umfangreiche Band wurde von Michael Atze und Kyra Waldner aus den Beständen der Handschriftensammlung der Wienbibliothek zusammengestellt, der von einer gleichnamigen, kleinen, aber sehr feinen Ausstellung begleitet wird. Der Katalog ist in fünfzehn Infinitive gegliedert und in ein Partizip. Die Idee dazu geht auf Roda Roda zurück, der vom »Kriegsberichterstatt« sprach. Die hier gewählten Themen sind: *Aufzeichnen, Dichten, Fotografieren, Gefangen, Kommunizieren, Lesen, Lieben, Malen, Mustern, Pflegen, Sterben, Versorgen, Verweigern und Zensieren*. Ein berührender Essay von Peter Rosei »Da fällt mir mein Kärntner Grossvater ein« steht am Beginn der Beiträge.

Der erste Abschnitt »Aufzeichnen« enthält vier Beiträge, die die Tagbücher sehr unterschiedlicher Männer vorstellen. Das

Tagebuch des österreichischen Artillerieoffiziers Karl Wallner ist ein bemerkenswertes Zeitdokument, auch wenn es nur eines von unzähligen Aufzeichnungen ist, die während des Ersten Weltkrieges entstanden. Atze erläutert, wie das Tagebuchschreiben vor sich ging, welche widrigen Umstände wie z.B. Nässe die Aufzeichnungen erschwerten. So waren diese privaten Niederschriften durchwegs mit Bleistift geschrieben, da dieses im Gegensatz zur Tinte bei Nässe wesentlich besser standhielt. Die Tagebücher wurden sorgfältig aufbewahrt und die Soldaten versuchten, ihre Aufzeichnungen in Sicherheit zu bringen, indem sie sie vertrauensvollen Personen mit nach Hause gaben. Die Tagebücher enthielten keine militärischen Geheimnisse, und dennoch kam es vor, dass man die Aufzeichnungen der Soldaten in manchen Fällen den hinterbliebenen Angehörigen nicht aushändigte. So geschehen im Fall des oben erwähnten Schriftstellers Erich Baron. Das Tagebuch des im Beitrag vorgestellten Karl Wallners umfasst drei Bände, mit Unterbrechungen geschrieben vom 20. August 1914 bis 7. Dezember 1916. Wahrscheinlich ist ein Band verloren gegangen.

Im zweiten Beitrag »Rudolf Weys läuft die Feuerwalze davon« werden die Aufzeichnungen des Infanteristen Rudolf Weys vorgestellt, der das Vordringen der Soldaten mit der Taktik »Feuerwalze« schildert. Dabei liefen die Truppen kontinuierlich den Einschlägen der eigenen Artillerie hinterher, um quasi den Feind zu überraschen. Ein gefährliches Vorgehen, das oft fatal endete. Auch Weys schildert so ein chaotisches Szenarium. Der in Graz geborene Rudolf Weys war Kabarettist, Mitbegründer der »Literatur am Naschmarkt« und Autor des »Wiener Werkl«. Er hatte sich freiwillig zum Einsatz gemeldet. Atze vergleicht ihn mit Ernst Jünger, dem Weys in der Art der Bewältigung des Schreckens ähnlich war. Weys Tagebuch beginnt am 1. Jänner 1918, die erste Seite noch mit Füllfeder beschrieben, die restlichen Seiten aber mit Bleistift, aus den oben genannten Gründen. Weys Aufzeichnungen sind graphisch ansprechend geschrieben, so schreibt er das

Datum mit Wochentag in roter Farbe, Orte in blauer Farbe. Diese Aufzeichnungen verwendete Rudolf Weys später für seine Autobiographie.

Das Tagebuch des dritten Beitrages stammt von Rudolf Stöger-Steiner von Steinstätten, einem Berufsoffizier, der im Führen von Journalen berufsbedingt geübt war. So ist er den militärischen Grundsätzen für Aufzeichnungen auch in seinen privaten Tagebüchern gefolgt. Es sind daher erstaunliche 16 Hefte mit über 700 Blatt erhalten. Er dokumentierte den Ersten Weltkrieg fast vollständig. Atze zeigt am ersten Band des Journals wie sehr hier der Mensch aus den privaten Aufzeichnungen spricht.

Der Journalist und Schriftsteller Raoul Auernheimer entschloss sich Tagebuch zu schreiben, um »das Ungeheuerliche, wie es sich begab, aufzuzeichnen...«. Er wurde zum Chronisten Wiens in den Kriegsjahren, auch wenn seine Aufzeichnungen nicht sehr umfangreich und nur sporadisch erfolgten. Er schildert Anekdoten, persönliche Eindrücke von seinem Flanieren durch die Stadt, äußert sich aber auch sehr kritisch zu Wien.

Der nächste Abschnitt »Dichten« enthält Geschichten zu den Schriftstellern Ginzkey, Schaukal, Kralik und Doderer, und deren erstaunlichen Beiträgen zum Krieg. Ginzkeys Gedicht »Soldatenlied« entspricht ganz dem Schwall an Produkten, die in dieser Zeit entstanden: 50.000 Kriegsgedichte wurden täglich (!) an Zeitungen eingesandt. Sowohl Schreiber als auch Rezipienten waren derart euphorisiert, daß die überwiegend schlechte Qualität übersehen wurde. Die kriegsverherrlichenden Elaborate blieben sehr konventionell und stereotyp in ihren Themen, wie auch am Beispiel Franz Karl Ginzkeys Werken gezeigt wird. Richard Schaukal produzierte im August 1914 innerhalb von nur zwei Wochen 21 Gedichte, die dann in dem Band »Kriegslieder aus Oesterreich 1914« publiziert wurden. Er fand im Maler Maximilian Liebenwein einen kongenialen Partner, der sich als Illustратор und Ideengeber anbot. 1915 erschien eine Gesamtausgabe der »Ehernen Sonette« mit 93 Gedichten. Ri-

chard Kralik von Meyrswalden wurde gar als Werbedichter angeworben und verfasste Gedichte zu Kriegsanleihen: »Die siebente Kriegsanleihe«, die den Untertan, den Gast, dazu auffordert, dem Wirt zu geben, um nicht zum Schmarotzer zu werden und so auch seinen eigenen Untergang herbei zu führen. Heimito von Doderer verschlug es ganz in den Osten, gemeinsam mit Rudolf Haybach: Sie trafen in einem sibirischen Lager aufeinander. Die Offiziere mussten sich in den Lagern beschäftigen und so wurde gemalt, gedichtet, gelesen und studiert. Doderer schrieb »Das Finale«, Haybach stellte eine Druckerei auf die Beine, Erfahrungen, die ihm in seinem späteren Verlag zu Gute kamen. Einige von Doderers damals entstandene Gedichte erschienen wenige Jahre später im Wiener Verlag Haybach im Band »Gassen und Landschaft«.

Das kurze Kapitel »Fotografieren« zeigt fünf Photographen und ihre Bilder: Der Amateurphotograph Wilhelm Wagesreiter photographierte die Frontanlagen. Kurt Frieberger zeigt russische Kriegsgefangene. Rudolf Ehrlich dokumentiert den letzten Weg des österreichischen Abgeordneten Cesare Battisti durch Trient, der als Hochverräter zum Tode verurteilt wurde. Der Artillerieoffizier Kurt Wallner photographiert den Thronfolger Erzherzog Karl bei seinen Truppenvisiten. Louis Treumann, der Operettenstar, legte ein privates Photoalbum von seinem Aufenthalt im albanischen Skutari an und dokumentiert einen Schatz an muslimischen Alltagsszenen.

Die nächsten fünf Abschnitte im Kapitel »Gefangen« schildern abenteuerliche Lebenswege und umfassen ein weites Spektrum von der Krankenkasse für Kriegsgefangene zu Pudeln, Soldatentheater und italienischer Gefangenschaft. Heinrich Wondrak, Korporal in sibirischer Gefangenschaft, führte in einem Notizbüchlein Tagebuch, notierte Ein- und Ausgaben und Lebensbedingungen. Wondrak war auch politisch tätig und so ist es nicht verwunderlich, wenn er im Frühjahr 1917 federführend bei der Gründung einer Krankenkasse für die Gefangenen tätig wird und

eine Versteigerung für Bedürftige organisiert. Hauptmann Rudolf Kriz machte sich mit seinem Pudel in einem filmreifen Unterfangen aus der Gefangenschaft auf in die Heimat. Sein in der Gefangenschaft verfasstes Manuskript zum zweibändigen Roman »Die grosse Phrase« konnte erfolgreich an einen Verlag gesandt werden. Der Komponist Ludwig Gruber stellte ein veritables Soldatentheater auf die Beine und organisierte Operetten- und Singspielaufführungen, wie aus den abgebildeten Szenenphotos zu sehen ist. Friedrich Maukners leidvolle Gefangenschaft und Tortur erschüttert noch immer. Der letzte Beitrag berichtet von Friedrich Qualtingers Erlebnissen in der italienischen Gefangenschaft. Der Vater Helmut Qualtinger führte Tagebuch, das uns das Hoffen und Bangen anschaulich vermittelt.

Die folgenden Beiträge beschäftigen sich mit Sprache, Karikatur, Musik und Kommunikation: »Kommunizieren«, »Kriegsberichterstaten«, »Komponieren« und »Lesen«. Darunter finden sich sehr prominente Namen wie Karl Kraus, Alban Berg, Roda Roda, Elise und Helene Richter, Hans Weigel und Franz Karl Ginzkey, und ihre Schicksale in diesen Kriegszeiten.

Die Artikel »Lieben«, »Malen« und »Mustern« widmen sich den Gefühlen: und wieder Qualtinger – das Liebespaar Ida Ladstätter und Friedrich Qualtinger, das zunächst so Einiges aufzulösen hatte und dann doch heiraten konnte. Oskar Kokoschka, der sich im Februar 1915 als einjährig Freiwilliger mit eigenem Pferd zum Kriegsdienst gemeldet hatte, durchlebte sehr bald nur noch Angst, wie er auch Adolf Loos in seinen Schreiben mitteilte. Schwer verwundet, kehrte er nach Wien zurück, nur um sich im Frühjahr 1916 erneut freiwillig zur Front zu melden. Der zarte Egon Schiele konnte erst nach mehreren Musterungen, die ihn unterschiedlich tauglich attestierten, schlussendlich doch im Kriegspressequartier unterkommen, wo er mit der Organisation der Kriegsausstellung im Prater betraut wurde. Im April 1918 bis zu seinem Tod wurde Schiele dem Heeresmuseum zugeteilt. Dieses zeigt in seiner heurigen

Weltkriegsausstellung ein erst kürzlich in seinem Bestand aufgefundenes Werk Schieles. Der Maler Josef Engelhardt hatte im Krieg auch immer seine Kamera mit dabei, und daher spielt die Photographie in seinem Journal eine wichtige Rolle. Engelhardts größter Kunde war das Heeresmuseum. Der Maler Anton Kolig hielt sich gerade mit einem Stipendium samt seiner Familie in Marseille auf, als Deutschland Frankreich den Krieg erklärte: So war er über Nacht zum feindlichen Ausländer geworden, eine äußerst unangenehme Situation. Er beklagt bitter, daß ihm und seiner Familie nicht geholfen wurde. Erst 1917 konnte er der Kunstgruppe des Kriegspressequartiers zugeteilt werden. Karl Kraus hingegen mußte nicht einrücken, da er zum Landsturmdienst mit der Waffe nicht geeignet war» Prüfungsfrei« erhielt Rudolf Weyss das Maturazeugnis, am nächsten Tag ging es an die Front.

»Pflegen«, »Sterben«, »Versorgen« – widmet sich der Organisation des Roten Kreuzes, den Waffen und ihren Folgen, den Sanitätern, den Spitälern und privaten PflegerInnen: Von der Erklärung einer Krankenschwester an Marie von Ebner-Eschenbach zu Dum-Dum-Geschossen, zu schwer kriegsversehrten Kindern, hygienisch katastrophalen Zuständen, bis zu privaten Pflegehäusern wie das des Malers Josef Engelhardt und seiner Frau Dorothea. Zwei bemerkenswerte Frauen und ihre Taten und Ideen runden diesen Block ab: Stephanie von Lönyay, die ein Militärspital leitete, und Elise Richter, die einen »Spielzeug-Sanitätshund« entwarf, dessen Ertrag dem Roten Kreuz zufallen sollte. Daraus wurde allerdings nichts, man griff diese Idee nicht auf.

Die letzten vier Abschnitte widmen sich den furchtbaren Folgen des Krieges »Sterben«, »Versorgen«, »Verweigern« und »Zensieren«. Sechs Wochen nach Kriegsbeginn gab es in der k.u.k. Armee bereits 400.000 Tote. Beginnend mit dem erschütternden Bericht wie Anna Poetzl den Tod ihres Sohnes Egon im Feld durch zahlreiche Briefe genauer erforscht. Fünf weitere Beiträge

berichten vom Sterben im Krieg: Der Verleger Erich Baron fiel in Polen, als einer von vielen Intellektuellen und Künstlern, im Juli 1915. Karl Kraus schrieb seinem Freund, dem Lyriker Franz Janowitz, und erkundigte sich nach seinen Wünschen, Janowitz jedoch war bereits gefallen. Auch der Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf musste um seinen Sohn Herbert trauern, der bereits im September 1914 fiel. Furchtbar das Kapitel über die schwersten Verletzungen: Diejenigen Männer, die überlebten, waren für ihr Leben entstellt, »lebende Kriegsdenkmäler« nannte sie Joseph Roth. Die Angehörigen hatten sehr darunter zu leiden, daß sie zumeist keinen Ort zu trauern hatten, waren ihre Lieben doch sehr fern der Heimat gefallen: Der letzte Beitrag in diesem Abschnitt thematisiert die Massengräber.

Den Band beschließen die Kapitel »Versorgen«, »Verweigern« und »Zensieren«. Die Schwestern Richter tauschen Schuhe gegen Kartoffel, denn in der Millionenstadt Wien kam es 1915 zu dramatischen Versorgungsengpässen, gab es doch zu den BewohnerInnen noch zusätzlich 200.000 Flüchtlinge zu versorgen. Man züchtete Kleintiere und legte Schrebergärten an. Neben der Lebensmittelknappheit war ein noch drängenderes Problem der Mangel an Heizmaterial. Die Aktion »Kälteschutz« im Winter 1914 war ein Erfolg, wurde doch Wolle, Winterkleidung und Geld im Wert von über einer Million Kronen gespendet. Sehr engagiert war hier Alice Friedländer, befreundet mit den Schwestern Elise und Helene Richter. Die Freude darüber war an der Front groß, ebenso wie über Lebensmittel- und Bücherspenden. In Sibirien war die Versorgungslage noch trostloser, in einem Puppenspiel, das der Kriegsgefangene Marius Szudolsky verfasste, träumt der Kasperl von Apfelstrudel. In Wien versuchte man Alles zu veräußern, um den Hunger zu bekämpfen. So will Franz Blei, ein Freund des Malers Hans Kestranek, sein Klavier veräußern. Wahrscheinlich hat niemand das Instrument gekauft, der Freund Kestranek durfte mit 1000 Kronen ausgeholfen haben.

Kurios muten dagegen die Wünsche der Journalistin Alice Schalek an: Wunsch nach Abbildungen für ihre »Kriegsecke« in ihrer neuen Wohnung und die Reklamation ihrer Urhebererschaft am »schwarz-gelben Kreuz«.

»Verweigern« hatte oft sehr unangenehme Folgen: Wilhelm Börner trat zeitlebens entschieden gegen den Krieg auf, konsequenterweise wollte er nicht in den Krieg ziehen, zudem er ein Herzleiden hatte. Er wurde trotzdem einberufen. Börner verfasste eine »Erklärung«, daß er unter äußerem Zwang seinen Eid abgelegt hatte. Dies brachte ihn natürlich in Schwierigkeiten mit den Militärbehörden und er verbrachte 18 Tage in Haft. Es gelang, ihn frei zu bekommen, das Verfahren wegen Hochverrats wurde aber erst nach Kriegsende eingestellt. Wesentlich schlimmer erging es dem Schriftsteller Karl Otten, der auf Grund seiner antimilitaristischen Tätigkeiten bis Ende 1915 in Haft bleiben mußte. Wenig später, Ende 1917, er war durchgehend unter Beobachtung gestanden, wurde er erneut verhaftet. Aber auch mit Worten konnte man den Krieg verweigern, wie Wolfgang Madjera bewies: War er doch der Einzige, der auf einen martialisches Aufruf der »Deutschen Heimat«, des »Vereins für Heimatkunde, Heimatschutz und deutsches Kulturleben in Österreich«, mit der pazifistischen Parole »Krieg dem Kriege für alle Zukunft!« antwortete.

Drei Beiträge zum »Zensieren« beschließen den umfangreichen Band: Karl Kraus hatte mit der Zensur vorderhand keine Probleme, was erstaunen mag, aber von Dezember 1914 bis Mai 1915 konnte »Die Fackel«, zwar schon kontrolliert, aber ungehindert erscheinen. Im Juni 1916 erschien »Die Fackel« erstmals mit sieben leeren Seiten am Beginn. Dort hätten Kraus kritische Worte zu einem Schauspiel stehen sollen, das sich am 28. April 1916 im Bürgertheater abgespielt hatte: Angehörige der Armee (!) hatten das Gefecht bei Usziczko nachgespielt. Manch Einer glaubte, das Stück wäre von Kraus, war es aber nicht, sondern von einer Frau, Irma von Höfer. Atzes Beitrag zeigt die intensive Arbeit Karl

Krauss' an seinem dazu verfassten Text für »Die Fackel«, der nicht erschien. Von nun an sollten weitere Ausgaben der »Fackel« mit leeren Seiten in Druck gehen.

Das »Kampffrontgebet von Jeremias« verfasst von Rudolf Jeremias Kreutz, Offizier der kaiserlichen Truppen, im Frühjahr 1918 nach seiner Rückkehr aus Sibirien entstanden, war ein Rundumschlag gegen den Krieg und gegen die Kriegspropaganda eines Bahr, Hofmannsthal und Salten. Selbstredend passierte es die Zensur nicht. Unter Zensur stand sowohl die gesamte private als auch die öffentliche Kommunikation. Heinrich Gomperz arbeitete bei der Zensurstelle für die Kriegsgefangenenkorrespondenz beim Roten Kreuz. Sein Briefwechsel mit Elise Richter zeigt deutlich die Schwierigkeiten und Besonderheiten der weitreichenden Zensurmaßnahmen.

Der gewichtige Band von Marcel Atze und Kyra Waldner ist ein überaus lesenswertes Kompendium durch umfassende Lebensrealitäten im Ersten Weltkrieg, mit sehr persönlichen Momenten, die betroffen machen. Die zahlreichen Illustrationen sind sehr gut gewählt und verdeutlichen anschaulich die Berichte.

Einer akademischen Herangehensweise dem Thema entsprechend widmet sich das folgende Werk, das Sammlungen zum Krieg in Bibliotheken und Archiven untersucht:

**Julia Freifrau Hiller von Gaertringen (Hrsg), Kriegssammlungen 1914-1918.**

Klostermann: Frankfurt 2014. (Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie, hrsg. v. Georg Ruppelt. Sonderband 114.) 524 Seiten  
ISBN 978-3-465-04215-0

Zwischen 1914 und 1918 legten Bibliotheken, Archive, Museen und auch Privatpersonen im Deutschen Reich und in Österreich-Ungarn sogenannte »Kriegssammlungen« an. Neben der im Buchhandel vorhandenen Kriegsliteratur wurden alle Drucksachen wie Postkarten, Landkarten,

Anschläge, Plakate, Feldpostbriefe, Fotos, Tagebücher, Notgeld, Lebensmittelkarten, Vivatbänder, Medaillen und Vieles mehr gesammelt. In den wissenschaftlichen Landes- und Stadtbibliotheken sowie in den Nationalbibliotheken wurden dem Sammelauftrag entsprechend »Kriegssammlungen« kreiert. Anlässlich der Jubiläen hat man sich entschlossen diese doch weitgehend unbekanntes Sammlungen sichtbar und leicht zugänglich zu machen.

Der hier vorliegende Band ist eine aktuelle, repräsentative Bestandsaufnahme dieser Sammlungen in den Bibliotheken, Museen und Archiven der Mittelmächte. In Einzelbeispielen wird dargestellt, wie der Erste Weltkrieg gesammelt, dokumentiert und erinnert wurde. Es werden ideologische und praktische Sammelbedingungen untersucht, ebenso wie die Präsentation in Ausstellungen, die Eigenarten und der Sammelwert der einzelnen Bestände. Auch wird die Frage der Vernetzung und Kooperation näher beleuchtet.

Der Band ist in mehrere Abschnitte unterteilt: Kriegssammlungen vor 1914, die Kriegssammlungen 1914-1918 und Präsentation einzelner Sammlungen. Vorgestellt werden Gattungen von Sammlungsobjekten, spezielle Schwerpunkte in Sammlungen und angestrebte Projekte.

Den Beginn bildet ein Beitrag zur Vorgeschichte der Kriegssammlungen, zu den 1911 staatlich initiierten Sammlungen von Kriegstagebüchern und -briefen in Preußen. Die Nachgeschichte wird am Beispiel Weimars und seinem Umgang mit den Sammlungen unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg gezeigt. Am Schluss steht der Blick nach außen in einem Beitrag aus London: Die Wahrnehmung der deutschen Kriegssammlungen in Großbritannien. Aktuelle Themen behandeln Beiträge zu Europeana-Projekten 1914-1918, die diese umfangreichen Bestände zeitgemäß und weltweit präsentieren. Auch die vorliegende Publikation möchte zu weiteren Diskussionen und Forschungen anregen. Eine Ergänzung durch das Webportal der Arbeitsgemeinschaft der Regionalbibliotheken »kriegssammlungen.



de« ermöglicht vielfältige Recherchen nach Orten, Sammlern und Beständen.

Aibe-Marlene Gerdes bietet eine Einführung wie Spuren des Krieges gesammelt wurden: »noch die kleinsten Papierschnipsel wurden als ›bescheidene Bausteine zu einem später zu entwerfenden lebendigen Bilde dieser großen Zeit und ihres Verlaufs‹ verstanden und akribisch gesammelt.« Bei den Mittelmächten entstanden so über 450 Kriegssammlungen. Der Erste Weltkrieg war ein zum Volkskrieg stilisierter moderner Massenkrieg, der den Einsatz der gesamten Gesellschaft über Jahre hinweg forderte. Daher wurde in Gleichzeitigkeit dokumentiert und die Geschichte des Kriegserlebens festgehalten. Denn was den Zeitgenossen sofort klar war, war die ungeheure Bedeutung des gedruckten Wortes, gleichsam als Waffe. Die Königliche Bibliothek in Berlin begann im August 1914 mit ihrer Sondersammlung »Krieg 1914« und unterstützte ihre Sammeltätigkeit mit einem sehr präzisen Aufruf, welche Materialien man dokumentieren wollte. Ihr Vorgängerprojekt »Krieg 1870/71« gilt indirekt als Vorbild für alle nachfolgenden Kriegssammlungen. Auf Grund dieser Erfahrungen konnte 1914 auch so schnell gehandelt werden. Dennoch sind die nun folgenden Sammlungen ein Novum, denn sie waren vom ideologischen Grundgedanken getragen, »öffentliche Aufgabe« zu sein. Es galt der Nachwelt eine umfassende Dokumentation zu hinterlassen und gleichzeitig der Nation ein Denkmal zu setzen. Das Sammeln wurde per se zum patriotischen Akt – und auch zu einem Kraftakt in äußerst schwierigen Zeiten! Aber man organisierte sich, wie die Autorin schildert. So gründete Gustav Walter 1916 in Österreich die »Vereinigung der Kriegssammler«.

Das Kriegsende brachte erstaunlicherweise keinen Abbruch des Sammeleifers, wenn gleich nun nicht Siegesdenkmäler, sondern Erinnerungen für kommende Generationen bewahrt wurden. Der rein wissenschaftliche Zweck stand im Fokus. Doch schon bald war das wissenschaftliche Interesse endenwollend wie Othmar Doublrier für Wien festhielt: »Eines verlor-

ren Krieges gedenkt man nicht gerne«. Die einst prestigeträchtigen Sammlungen gerieten in Vergessenheit. Erst in jüngerer Zeit werden diese Sammlungen als kriegskulturell, mentalitätshistorisch und erinnerungspolitisch interessante Quellen neu entdeckt, und so wird das ursprüngliche Ziel für kommende Generationen und der Wissenschaft zu dienen, doch noch erfüllt.

Michael Herkenhoff widmet sich in seinem Beitrag den Kriegssammlungen vor 1914 und darin insbesondere Briefen und Tagebüchern aus preußischen Kriegssammlungen 1911-1914/18. Bereits 1910 wurden im Auftrag des Ministeriums vom Generaldirektor des Preußischen Staatsarchiv Prof. Reinhold Koser, und vom Generaldirektor der Königlichen Bibliothek Prof. Adolf von Harnack Gutachten betreffend das Sammeln von Kriegsliteratur erstellt. Auch eine Kommission wurde gebildet, und letztendlich entschieden, daß die Königliche Bibliothek in Berlin als zentrale Sammelstätte fungieren sollte. Weitere elf andere Bibliotheken wurden als Sammelorte festgelegt. Die Objekte wurden den Institutionen geschenkt oder leihweise übergeben, Geldmittel wurden keine bereitgestellt, auch die Dauer der Sammelaktion war zunächst nicht festgelegt worden. Man beschloss dann, den 100. Jahrestag der Schlacht von Waterloo am 30. September 1914 als Abschlussdatum festzulegen. Jedoch musste die Kommission feststellen, daß der Sammeleifer in einigen Landesteilen nach bereits einem halben Jahr deutlich nachgelassen hatte. Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden die Sammlungen wieder fortgesetzt, in einigen Bibliotheken konnte das Sammeln auf Grund von Personalmangel durch Einberufungen nicht mehr weiter geführt werden. Und ein neuer Umstand beschäftigte die Kommission: Mit Kriegsbeginn entstand eine Reihe neuer Kriegssammlungen. Es gab somit Konkurrenz für die seit 1911 bereits bestehenden Sammlungen. Die Bibliotheken sahen sich zudem mit Zensurvorschriften konfrontiert: Das preußische Kriegsministerium



ordnete an, daß Feldbriefe und sonstige Aufzeichnungen von Kriegsteilnehmern nur durch den stellvertretenden Generalstab gesammelt werden sollten. Insgesamt dürften zwischen 1911 und 1914 bis 1918 in zwölf Bibliotheken etwas mehr als 10.000 Dokumente gesammelt worden sein, ein eher enttäuschendes Resultat.

Die Kriegssammlungen der Jahre 1914-1918 behandelt Hans-Christian Pust, der zunächst klärt, was eigentlich gesammelt wurde: Zentrale Stelle für alle Sammlungen war die Sichtungsstelle für Kriegsbeute und Bibliothekswesen in Berlin. Man wollte das »weltgeschichtliche Ereignis« dokumentieren, »ein Ehrenmal zum Gedächtnis der Helden und ihrer Taten« errichten, »zur Pflege nationalen Geistes« beitragen, und man betonte den »Kulturwert« der Sammlungen. Es wurde alles gesammelt, was in irgendeinem Zusammenhang mit den Kriegereignissen gestellt werden konnte. Das hatte zur Folge, daß die Sammlungen riesig wurden und man mit der Bearbeitung nicht Schritt halten konnte. Eine Benützung war daher zumeist eher schwierig. Manche Sammlungen hatten regionale, thematische Schwerpunkte oder sammelten bestimmte Materialarten. Diese wurden des Öfteren in Ausstellungen zugänglich gemacht. Hans Christian Pust illustriert seinen Beitrag mit zeitgenössischem Aktenmaterial und einer selbst erstellten statistischen Graphik zu den Institutionen, die Kriegssammlungen anlegten. Den Löwenanteil machten dabei die Bibliotheken, Museen und Privatsammlungen aus. Pust analysiert auch das Verzeichnis »Die Kriegssammlungen« von Albert Buddecke, erschienen 1917, und die daran erwähnten Dokumentenarten.

In seinem zweiten Beitrag widmet sich Autor Pust den Kriegssammlervereinigungen und ihren Publikationsorganen. Die Vereinigungen wurden gegründet, um gemeinsame Interessen zu pflegen und um in Zeitschriften über Sammlungen zu informieren. In Österreich-Ungarn wurde 1916/1917 die »Kriegssammler-Zeitung« herausgegeben, deren Redakteure – haupt-

sächlich Privatsammler um einen Unternehmmer, sich in Wien regelmäßig trafen. Man war an Kontakten und an Tausch interessiert. Die Zeitung enthielt Artikel zu einzelnen Gegenständen und Anzeigen. Ab Mai 1917 erschien sie nur mehr sporadisch und spiegelt so das nachlassende Interesse an Kriegssammlungen wieder. Im Deutschen Reich gab es mehrere dieser Vereinigungen so die »Vereinigung der Weltkriegssammler« und auch sie gaben Zeitschriften heraus. Ab 1918 gab es dann einen »Verband deutscher Kriegssammlungen«, der sich als Dachverband der wichtigen öffentlichen Einrichtungen sah. Sein Vorgängerverband, der »Ausschuß der Kriegssammlungen des Deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum in Leipzig« sah sich daher auch im Gegensatz zur »Vereinigung der Weltkriegssammler« in Posen. Der »Verband« gab ab 1919 »Mitteilungen« heraus.

1921 wurden der Verband und seine Mitteilungen aufgelöst. Pust stellt weiters die »Kriegssammler-Vereinigung Neustadt bei Pinne in Posen« vor und die Produktion von Kriegssammler-Zeitschriften von Verlagen. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß alle Vereinigungen, Verbände und alle ihre Publikationsorgane, auch die Verlagsproduktion sehr kurzlebig waren. Nach dem verlorenen Krieg gab es kein Interesse mehr.

Der Hauptteil des vorliegenden Bandes stellt in Einzelbeiträgen spezielle Sammlungen mit ihren Schwerpunkten vor. Die Beiträge sind alphabetisch nach Orten gelistet und reichen von Bamberg bis Weimar, die beiden letzten Artikel sind Wien gewidmet. Die Themen reichen von Sammelauftrag, Motivation, Erwerbungsarten, Umfang von Erwerbungen, Statistiken zu Geldmitteln, Genese der Sammlungen, Katalogisierung und Erschließung bis zum weiteren Schicksal der Bestände bis in die Gegenwart. Den Abschluss bildet »Der Blick von außen«.

Stefan Knoch zeigt uns mit der Weltkriegssammlung der Staatsbibliothek Bamberg eine komplett erhaltene Sammlung, die meist durch zufällige Akquisitionen und nicht durch »Sammelwut« ent-

stand. So sammelte man was sinnvoll und vor allem möglich war. Sigrun Putjenter schildert im Beitrag »Nun aber wollen wir sie dreschen!« den letzten populären Höhepunkt des Mediums Bilderbogen. Bilderbögen wurden wenig gesammelt, weil man sie als Sammelgut gering schätzte und in den Bereich Kinderliteratur abschoob. Detlev Hellfaier widmet sich einem weiteren ungewöhnlichen Sammelgegenstand, den sogenannten Vivatbändern, bedruckte farbige Halbseidenbänder in Atlasbindung mit druckgraphischer Gestaltung. Diese Bänder wurden nach einem besonderen militärischen Sieg verteilt. Sie enthalten bildliche Darstellung und sehr kurze Texte. Dieses für Bibliotheken untypische Sammelgut nahm dann manchmal auch seltsame Wege: So fand sich 2011 in der Lippischen Landesbibliothek ein Bündel in Papier verklebtes Konvolut von 37 Vivatbändern, die offenbar bis dato nie jemand ausgepackt hatte. Hellfaier bietet in seinem Beitrag den LeserInnen zum besseren Verständnis eine skizzenhafte Übersicht zur kulturgeschichtlichen Entwicklung der Vivatbänder. Konstantin Hermann stellt in seinem Beitrag die Kriegssammlung in der königlichen Landesbibliothek Dresden vor, die eigentlich keine ist, weil sie auch in der Geschichte der Bibliothek nie eine Rolle spielte: So gab es keinen Katalog und die Stücke wurden nach Wissenschaftsfächern aufgeteilt. Der im Lesesaal aufgestellte Handapparat wurde bald nach Kriegsende entfernt. Johannes Heck berichtet zu einem ganz anderen Objekt: Den auf 1522 maschinschriftlichen Seiten festgehaltenen Beobachtungen und Kommentaren des Düsseldorfer Büroangestellten Emil Johann Friderici, die im Stadtarchiv Düsseldorf aufbewahrt werden. Diese Tagebücher geben einen lebhaften Eindruck von der Stadt und seinen Bewohnern im Ersten Weltkrieg, und bieten auch Einblick in Privates. Dadurch gewinnt man auch Zugang zu Geschlechterrollen und Familienmodellen. Obwohl Friderici ab Mai 1915 wusste, daß seine Aufzeichnungen veröffentlicht werden, hatte dies keinen Einfluss auf seinen Stil.

Heck versucht auch den Weg der Tagebücher ins Stadtarchiv zu rekonstruieren.

Ute Scharmann erläutert das Engagement der Stadtbücherei Elberfeld zu Kriegssammlung und Literaturversorgung »im Feld«, deren Sammlungen teilweise erst im Frühjahr 2013 archivalisch erschlossen wurden. Interessant sind die in Elberfeld entwickelten tragbaren Feldbüchereien, in drei Größen mit Handgriffen. Leider wurden fast alle diese Kisten vernichtet. In Elberfeld besitzt man noch eine, wie ein Foto illustriert. Der folgende Beitrag Christina Hofmann-Randalls widmet sich der Postkarte, die Mittel der Propaganda und zugleich privates Zeugnis war. Ein anderes Zeitzeugnis ist das Papiergeld, das als Notgeld ausgegeben wurde. Juliane Voss stellt die Papiergeldsammlung Arnold Kellers in der Deutschen Bundesbank vor. Schon im Sommer 1914 gaben einzelne Gemeinden eigenmächtig Papiergutscheine als Münzersatz aus, vermieden aber den Begriff »Notgeld«, da dies ja illegal gewesen wäre. Ursache war das immer größer werdende Verschwinden von Kleingeld aus dem Zahlungsverkehr, da die Bevölkerung um ihre Ersparnisse fürchtete und Münzen auch hortete. Ebenso taten es manche Städte, um die Lebensmittelversorgung und Lohnzahlungen sicher zu stellen. Einem anderen Zweck diente das in den Kriegsgefangenenlagern ausgegebene Geld, das nur Lagerinsassen erhielten. Voss Beitrag bietet einen interessanten Einblick in den Charakter des Sammlers Keller und seiner Sammelstrategie. Er selbst dokumentierte seine Objekte auch in eigenen Publikationen.

Fischers Beitrag beschäftigt sich mit der Sammeltätigkeit des Deutschen Volksliedarchivs. Die beschworene Einheit des Volkes in Kriegszeiten, die »Schicksalsgemeinschaft«, ausgeblendet von allen politischen und sozialen Prozessen, bildet die Grundlage des Sammelns. Insbesondere widmete man sich dem Soldatenlied und der Kriegspoese und legte somit zwei Sammlungen an. Diese Sammlungen des Deutschen Volksliedarchivs sind in Deutschland singular und noch wenig erforscht.

Die Autoren Olaf Matthes und Ortwin Pelc widmen sich den Sammlungen zum

Ersten Weltkrieg im Museum für Hamburgische Geschichte. Im ersten Teil werden die Sammlungsstrategien und die Erwerbsquellen aus den Korrespondenzen im Archiv erörtert, im zweiten Teil wird ein Überblick zur Sammlung bis in die Jetztzeit gegeben.

Andreas Fahl stellt die Weltkriegssammlungen in Hannover vor, die nur mehr zum Teil erhalten sind und in die »normalen« Sammlungen des Hauses integriert sind. Michael Schütz schildert aus Aktenmaterial Gründung, Bestandsaufbau, Betrieb und Auflösung des Kriegsmuseums der Stadt Hildesheim. Nach dem »unglücklichen« Ausgang des Krieges wurde das Museum 1920 aufgelöst, die Bestände gingen an verschiedene Einrichtungen. Joachim Ott stellt das Jenaer Kriegsarchiv vor, Ernst Otto Bräunche das Stadtarchiv Karlsruhe. In Jena entwickelte sich eine Sammelstelle für Kriegsnachrichten und in weiterer Folge ein Kriegsarchiv, das nach Kriegsende an der Universitätsbibliothek untergebracht wurde. In Karlsruhe hingegen legte man gleich zu Beginn des Krieges eine eigene Sammlung an, die auch heute sehr gut geordnet vorliegt, wie der Autor in einem Überblick darlegt.

Michael Tobegen widmet sich in seinem Artikel den Fliegerabwürfen – dem *Tromelfeuer von bedrucktem Papier* – in der Deutschen Nationalbibliothek. Die Nationalbibliothek hatte in den Jahren 1915, 1916 und 1917 bereits Ausstellungen zu den Kriegssammlungen veranstaltet. Heute ist man bestrebt diese Sammlungen und ihre Digitalisate in die Europeana Collections 1914-1918 zu integrieren. Tobegen analysiert im Folgenden den Sonderbestand der Fliegerabwürfe und der Propaganda, ein seltenes Material, das heute ebenfalls digital erschlossen wird.

Christine Sauer stellt die Geschichte der verlorenen Weltkriegssammlungen der Stadtbibliothek Nürnberg vor, einer kleinen kommunalen Einrichtung. Vieles ging verloren, Sammlungen und Kataloge sind nur teilweise erhalten. Birgit Kehne berichtet von den Sammlungen im Osnabrücker Kriegsarchiv, wo man ein beson-

deres Projekt verfolgte: Erstellen eines Ehrenalbums für gefallene Soldaten, durch Fotografien der Gefallenen. Das Projekt scheiterte aus unterschiedlichen Gründen (Finanzen, Bildqualität), jedoch blieben die über 300 Aufnahmen mit Feldpostbriefen im Archivbestand erhalten.

Bernhard Lübbers »*Unverhofft kommt oft...*« stellt eine moderne Sammlung vor: in der Staatlichen Bibliothek Regensburg entstand eine Sammlung zum Ersten Weltkrieg sozusagen als Nebenprodukt – erst durch den Aufruf und Aktionstage des europäischen Projektes zur Dokumentation von Alltagsdokumenten und durch den Erwerb des Nachlasses des Malers Otto Zacharias.

Der Autor Armin Schlechter zeigt die Pfalz im Spiegel von Plakaten und Maueranschlügen. Da die Pfälzische Landesbibliothek erst 1921 gegründet wurde, handelt es sich bei den hier vorgestellten Sammlungen um retrospektiv erworbene Bestände. Der Schwerpunkt liegt hier bei den offiziellen Plakaten, Maueranschlügen und auch beim Luftkrieg.

Jérôme Schweitzer befasst sich in seinem französisch abgefasstem Artikel mit den Vorbereitungen der Bibliotheken betreffend die Erinnerungsfeierlichkeiten für den Ersten Weltkrieg. Schwerpunkt der Bemühungen ist die Intention, den Zugang zu den Dokumenten zu erleichtern, die Spuren und Zeugnisse zu bewahren, Vergessenes wieder zu beleben und Neues zu erforschen. Einen besonderen Zugang haben naturgemäß die Bibliotheken im Elsass, deutsch und französisch geprägt. Auch hier wird das Projekt Europeana Collections mit verschiedenen Bibliotheksprojekten vorgestellt.

Christian Westerhoff untersucht die Fotosammlungen der Bibliothek für Zeitgeschichte in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, war doch der Erste Weltkrieg, der erste weltweite Konflikt, der photographisch umfassend dokumentiert wurde. Die Stuttgarter Sammlung ist auf Grund ihrer internationalen Bildbestände wichtige Anlaufstelle für Forscher. Wilfried Lagler erzählt die besondere Geschichte der Sammlung Laiblin in der

Universitätsbibliothek Tübingen, die, nicht zusammenhängend aufgestellt ist, sondern in fast allen Bestandsgruppen zu finden ist. Diese Kriegssammlung ist nach ihrem Mäzen dem Fabrikantensohn und Privatier Louis Laiblin benannt, der zahlreiche Institutionen großzügig finanziell unterstützte. Sein gutes Auskommen mit dem Bibliotheksleiter Karl Geiger ermöglichte den Aufbau der Kriegssammlung.

Roland Bärwinkel befasst sich mit einem heiklen Thema »Aussondern?«. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden gezielt Vorschriften und Verordnungen zur Aussonderung von bestimmter Literatur erlassen. Ziel war es, nationalsozialistische und militärische Literatur auszusondern. Auch der Erste Weltkrieg und seine Sammlungen wurden miteinbezogen. Der Autor schildert diese Arbeiten an der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, wo man auch mit Sonderregelungen Werke im Bestand halten konnte. Verluste in der Kriegssammlung ergaben sich leider auch beim Brand 2004.

Christian Maryška berichtet detailliert zur Gründung der Kriegssammlung der k.k. Hofbibliothek in Wien, der heutigen Österreichischen Nationalbibliothek, die sich mit Hilfe der Akten des hauseigenen ÖNB-Archivs sehr gut dokumentieren lässt. Der Direktor der Hofbibliothek Josef Karabacek unterstützte tatkräftig das Anlegen dieser Sammlung. Die Hauptbeteiligten am Aufbau der Sammlung spiegeln, wie der Autor erklärt, gleichsam die Kronländer der Monarchie. Als es keine Monarchie mehr gab, der Krieg verloren war, der Direktor verstorben war und die Mitarbeiter nicht mehr in der Bibliothek tätig waren, geriet auch die Kriegssammlung fast in Vergessenheit: »Eines verlorenen Krieges gedenkt man nicht gerne.« Schon in den 1990er Jahren begann man an der Österreichischen Nationalbibliothek diese Bestände zu rekonstruieren, bis heute werden sie kontinuierlich aufgearbeitet und der Öffentlichkeit online zugänglich gemacht.

Und nochmals Wien: Gerald Murauer und Alfred Pfoser widmen sich in ihrem Beitrag den Kriegssammlungen der Wien-

bibliothek im Rathaus und im WienMuseum. Eine zentrale Figur gleich zu Beginn des Krieges spielte der Wiener Bürgermeister Richard Weiskirchner, der quasi die vakante Stelle des alten Kaisers in der Stadt ausübte. Und so engagierte er sich auch in den Städtischen Sammlungen des Rathauses, auch beim Aufbau der Kriegssammlung. Weiskirchner legte fest, dass »Alles«, was Wien betrifft, also Viennensia, aus dieser »großen Zeit« gesammelt werden sollte. So sammelte die Bibliothek den gesamten Printbereich, das Museum die Realien. Und Weiskirchner sammelte auch selbst, bereiste Schlachtfelder(!) und gab dies an »seine« Sammlungen weiter. Auch hier können Organisation und Aufbau mit Hilfe eines eigenen Hausarchivs gut dokumentiert werden. Durch langjährige Vernetzung in der Scientific Community konnte auch internationale Literatur beschafft werden. Besonderheiten sind die indexierte Zeitungsausschnittsammlung (heute digital aufbereitet) und eine im deutschsprachigen Raum bedeutende Plakatsammlung. Die Sammlungen wurden auch nach dem Krieg ergänzt und inhaltlich aufgearbeitet. Einen Ausschnitt daraus kann man in der derzeit aktuellen Ausstellung zum Ersten Weltkrieg sehen (siehe oben Katalog).

Den Abschluss des Bandes bietet ein Beitrag mit dem Blick von außen: Michael Schmalholz zeigt die britische Wahrnehmung der deutschen Kriegssammlungen. Wie hat man vom Hauptgegner Notiz genommen? Festzuhalten ist, dass sich in Großbritannien keine der deutschen Sammlungslandschaft ähnliche Struktur entwickelte. Zunächst stellt Schmalholz die wichtigsten Britischen Sammlungen vor: die der British Museum Library, der University Library of Cambridge und der Imperial War Museum Library. Auch hier ergingen Aufrufe, auch hier gab es das Bestreben, »for the historian of the future« zu sammeln, und man war bestrebt, enemy publications zu erwerben. Abschließend analysiert der Autor, wie die Briten deutsche Kriegssammlungen wahrgenommen haben: Das gesamte Ausmaß der deut-

schen Sammlungsunternehmungen war nicht bekannt, und das schürte Ängste: Angst vor der deutschen Überlegenheit in der Erinnerungskultur, Angst, daß britische Wissenschaftler nach dem Krieg womöglich in Berliner Archiven recherchieren mussten, da sie in britischen Institutionen nicht fündig würden, zusammenfassend stellt der Autor fest: Es setzte ein Kampf um die politische und kulturelle Einordnung jenes Krieges ein, der die Welt für immer veränderte.

Der überaus interessante Band zu den Kriegssammlungen bietet eine sehr gute Überblicksdarstellung zu den deutschen Kriegssammlungen, auch einen Blick nach Österreich, und einen Einblick in britische Sichtweisen. Es liegt hier erstmalig eine Darstellung und Dokumentation zu den Kriegssammlungen vor. Die zahlreichen Abbildungen zeigen den LeserInnen hochinteressante Objekte und Dokumente. Ein umfangreiches Register erleichtert die Benützung.

Den Abschluss dieser Rezensionen bildet ein berührender Band, der sich einem bis dato kaum erforschten Gebiet widmet: den traumatisierenden Kinderschicksalen im Krieg.

**Yury und Sonya Winterberg, *Kleine Hände im Großen Krieg. Kinderschicksale im Ersten Weltkrieg*.**

Aufbau Verlag, Berlin 2014

367 Seiten, ISBN: 978-3-351-03564-8

Was sehen Kinder, wenn ihre Wohnung, ihr Haus, ihre Stadt, ihr Zuhause nach einem Bombenangriff in Trümmern liegt? Was fühlt ein Kind, wenn es mit unsagbarem Leid, dem Tod der Eltern und naher Angehöriger und Freunde, mit Trauer und Verzweiflung hautnah konfrontiert und meist allein gelassen wird? Wer unter den HistorikerInnen und WissenschaftlerInnen hat sich das bis jetzt gefragt?

Der Psycholog Yury Winterberg arbeitet als Redakteur und freier Journalist und ist Mitbegründer einer Film- und Fernsehproduktionsfirma, die die vierteilige

Dokumentar-Reihe *«Kriegskinder»* produzierte. Sonya Winterberg arbeitet als freie Journalistin. Die Recherchen für die mehrteilige Serie *»14 Tagebücher des Ersten Weltkriegs«*, die bereits erfolgreich in ORF, ARTE, ARD, BBC und anderen Fernsehstationen gezeigt wurde, begannen bereits 2010. Sehr bald wurde auch deutlich, daß neben den Kinderschicksalen, in Deutschland und Österreich das Gedenken an den Ersten Weltkrieg in der kollektiven Erinnerung kaum vorkommt. Ganz anders in Frankreich, Großbritannien und Übersee, wo des *»Great War«* gedacht wird. Die Erinnerung an Millionen Tote ist dort sehr präsent, jährlich gibt es nationale Gedenktage.

Das Buch will auch hier eine Erinnerungslücke und eine Lücke im Verständnis dieser Zeit schließen, die in der derzeitigen Fokussierung der NS-Zeit und des Zweiten Weltkrieg droht verloren zu gehen. Sowohl in der Fernsehdokumentation als auch im vorliegenden Begleitbuch ist den beiden Autoren ein spannendes Zeitdokument gelungen, das ein kaum behandeltes Thema in Angriff nimmt: die traumatisierenden Kindheitserlebnisse der Kriegskinder-Generation.

Die Lektüre des hier vorgestellten Buchs macht zutiefst betroffen und gibt uns heute umfassend Einblick in eine Zeit, die meist nur aus Schwarzweiß-Aufnahmen bekannt ist. *«Oral History»* macht Unfassbares greifbar und mitfühlbar. LeserInnen entkommen den Gefühlen der Hilflosigkeit, der Angst und der Ungewissheit der Kinder jener Tage nicht. Die Kinder wurden durch Hass, Rache und Verzweiflung geprägt und wurden die idealen Kämpfer in den folgenden Kriegshandlungen. Auch ihr Widerstand sollte später unterschiedliche Formen in der Gesellschaft annehmen: Diese Lebensgeschichten formten somit das weitere Jahrhundert. Das Buch zeigt die dramatisch verlaufende Kindheit dieser Generation, gleich ob es normale oder später berühmte Menschen wurden. Alle werden in den Berichten gleichrangig behandelt. Es wird auch nicht zwischen Kindern und Jugendlichen getrennt, denn diese Unterscheidung war aufgehoben. Niemand – auch Kinder und



Jugendliche – genoss irgendeinen Schutz, sie waren de facto rechtlos.

Der Band ist in 17 Kapitel unterteilt, von »Die Räder singen Krieg« bis »Ein Ende und kein Frieden«. Den Auftakt bilden im Vorwort die persönliche Geschichte und der persönliche Bezug der Autoren zum Thema. Wir LeserInnen lernen nun mit diesem Buch in erzählerischen Elementen Kinder unterschiedlicher Herkunft kennen: Marina, das Kosakenkind, das in den Krieg zieht, weil es seinem Vater folgt und ganz woanders landet, Stevan und Edmunds Gefühle bei der Nachricht vom Attentat in Sarajewo, und den Knaben Manès Sperber, der fest an eine Verbesserung der ärmlichen Lage der Juden in Russland glaubte, weil der gute Kaiser Franz Josef und sein bester Freund, der deutsche Kaiser dies sicher erwirken würden.

Der »Abschied von der heilen Welt« folgte nur zu bald. Yves Congar in Sedan registriert als Zehnjähriger »Großer Konflikt, zehn Nationen kämpfen!« Die 14jährige Agnes im sächsischen Erzgebirge wundert sich: »Ich dachte nie, dass sich alle so über den Krieg freuen.« Jedoch schon bald ließ sie sich anstecken und notierte in ihrem Tagebuch: »Ich freue mich jetzt auch sehr, dass ich den Krieg miterleben kann. Ich bin ganz stolz. Ich freu' mich schon, wenn ich meinen Enkeln mein Kriegstagebuch zeige.« In London beschäftigt sich der stille 14jährige Alfred in seinem kargen Zimmer mit Land- und Seekarten, und er liebt das Kino, dort findet auch der Krieg für ihn statt. Doch als sein Vater kurz vor Kriegsausbruch stirbt, bedeutet das eine Katastrophe für die Familie, Alfred Hitchcock wird über Nacht zum Ernährer und muss sich Arbeit suchen – Ende der Jugendzeit. Er berechnet nun die Kapazität von unterseeischen Elektroka- beln und träumt von Amerika.

Die elfjährige Anais Nin ist auf einem Ozeandampfer im Atlantik unterwegs, ständige Ortswechsel ist das Kind gewöhnt, Abschiede werden ihr jedoch nie zur Gewohnheit. In ihrem Tagebuch beschwört sie ein Idyll, das es längst nicht mehr gibt. Sie reist zwar erster Klasse – im Zwischendeck sind 1000 Passagiere der

dritten Klasse zusammengepfercht auf ihrer Auswanderung – doch Anais Familie ist heillos überschuldet. In New York kommt sie als eine von 900.000 Einwanderern an. Sie notiert: »Was halten Sie vom Krieg? O Schreck, o Grau! (...) Dem Krieg geht es gut.«

Doch schon bald sind Alle »Überrollt«: Das Kosakenmädchen Marina ist verzweifelt, der Vater weit weg, sie organisiert sich eine Uniform, bindet sich die Zöpfe hoch und wird zu einem schwächtigen Soldaten. Die fünfjährige Emmy in Ostpreußen an der russischen Grenze wird aus dem Schlaf gerissen: Kosaken brennen ihr Zuhause nieder, den Anblick der brennenden Gebäude und die Schreie der Tiere wird Emmy ihr Leben lang nicht mehr vergessen. Im Zimmer der zwölfjährigen Elfriede Kuhr bebt der Boden, in der Schlacht bei Tannenberg wird der russische Vormarsch gestoppt: »Ich schreie Hurra über unsere Siege und bin außer mir, weil es Tote und Verwundete gibt.« Sedan ist mittlerweile voller Deutscher, auch bei den Congars quartieren sie sich ein. Yves vergleicht die Ereignisse mit einem Hunnensturm und muß schockiert das Einschlafen seines geliebten Hundes miterleben, damit keine Hundesteuer an die Deutschen gezahlt werden muß. Manès Sperber gerät in Zablutow in die Frontlinie, das Leben der Juden im Shtetl unter den Russen wird immer gefährlicher, zudem brechen Seuchen aus. Familie Sperber gelingt es schlussendlich sich nach Wien durchzuschlagen, seinen Geburtsort Zablutow wird Manès Sperber nie mehr wiedersehen.

Die Invasion des Königreiches Serbien wird vorangetrieben, Stevan kann nicht mehr ins Gymnasium gehen, da alle serbischen Intellektuellen ausgeschaltet wurden. Sogar die kyrillische Schrift hat man in Österreich-Ungarn verboten. Stevan erlebt die Kämpfe hautnah mit und gerät in Lebensgefahr, im letzten Moment kann er in die Save springen und sich retten. Allein – ohne seine Familie.

Im Kapitel »Ach wäre ich Jeanne d'Arc« werden sprachliche Merkwürdigkeiten geschildert: So durfte das Wort »Adieu«



nicht mehr verwendet werden, und auch »Mama« war verpönt und mußte durch »Mutter« ersetzt werden. Die 15jährige Marie Magdalene Dietrich hat dafür kein Verständnis, liebt sie doch Alles Französische und verehrt ihre Französischlehrerin. Sie nennt sich fortan Marlene und pflegt ihr Französisch unbeirrt weiter. Anais Nin in New York quält sich in der Schule und träumt von Jeanne d'Arc. In Frankreich wiederum fürchtet die 6 jährige Simone de Beauvoir 1914 den Einfall der Japaner, weil man sie gelehrt hatte, Krieg bedeute Einfall von Fremden. Sie erkennt ihren Irrtum: die Deutschen sind die Feinde, die im Elsass bis in die Kinderbücher als blutrünstige Barbaren Eingang gefunden haben. Grotteske Geschichten werden auf beiden Seiten verbreitet, deren Gräuelbilder die Kinder schutzlos ausgeliefert sind.

In Großbritannien und dem angeschlossenen Empire werden die Juden, da Kaiser Wilhelm als »judenfreundlich« gilt, schnell als deutschlandfreundlich denunziert und pauschal der Spionage verdächtigt. Selbst der junge Elias Canetti bekommt die Judenfeindlichkeit im Gymnasium in Zürich zu spüren.

Feindbilder, je unrealistischer sie waren, desto wirkungsvoller waren sie offenbar, wurden sie doch kritiklos von den Erwachsenen transportiert, Kinder konnten dies schon gar nicht richtig einordnen.

Lehrpläne glorifizierten den Krieg, die bereits vorhandenen militaristischen und nationalistischen Anklänge nehmen selbstredend mit 1914 dramatisch zu. Die Burschen werden angehalten, sich das Leben als Soldat vorzustellen, die Mädchen sollten sich in Hingabe üben. Auch in England und Frankreich werden die Kinder schon früh für den Krieg vereinnahmt. In Österreich war die Situation auf Grund der Nationenvielfalt sehr viel komplexer, hier misstraute man auch der Lehrerschaft. Anna aus Polen vermerkt in ihrem Tagebuch Schlachten und ist irritiert: Polen töten Polen.

Die Autoren widmen die folgenden Kapitel dem Lesen, dem Lesen lernen und dem Spielzeug. Der Krieg wird vernied-

licht. In »freien Aufsätzen« und in Tagebüchern schreiben die Kinder zu Schlachten, Waffen und Schützengräben. Kinder, die immer mehr sich selbst überlassen werden: die Väter im Krieg, die Lehrer eingezogen, die Mütter überfordert und eingenommen von der Sorge um Lebensmittelbeschaffung. In Wien gab es in den Arbeitervierteln Straßenkämpfe von Kindern, anderswo hantierten Kinder mit gefundenen Waffen und kamen ums Leben. Und doch lobt die Presse das Kriegsspiel. Auch die Spielwarenhersteller überbieten sich mit Waffen, Uniformen, Puppen und Kriegsgerätschaften. Die 14jährige Marcelle strickt warme Socken, Schals und Pullover für die Soldaten in Verdun. Margarethe aus Wien überreicht eine Liebesgabe persönlich im Krankensaal: »...nichts als graue Berge! Graue Decken! (...) Sicher waren viel Leid und viele Schmerzen unter den Decken verhüllt!« Die 7jährige Simone de Beauvoir spaziert in einem aus Offizierstuch gefertigten Mantel auf den Boulevards und sammelt Spenden. Auch in anderen Ländern sammeln Kinder und Schulklassen Spielzeug, Metallgegenstände und Lebensmittel. Kriegsanleihen sind den Kindern etwas rätselhaft, wie die Aufzeichnungen in ihren Tagebüchern zu Zahlen, Werten und schwer vorstellbaren Summen zeigen. Auch beim krisensicheren Gold, das die Privathaushalte als eiserne Reserve bunkern, bedient sich der Staat dem Einsatz der Kinder. Sie sollen mit Hilfe der Schulen das Gold ihrer Familie und Nachbarn in Papiergeld eintauschen helfen. Es kamen erstaunliche Summen zustande, und oft gab es dafür schulfrei.

In der Zwischenzeit ist Italien in den Krieg eingetreten, Italien und Österreich sind plötzlich Feinde und der 10jährige Giovanni ist schockiert: »Wer konnte das glauben?«, notiert er. Helena Kramer aus Rovereto muss mitansehen, wie eine Fliegerbombe Soldaten zerfetzt, ein Bild, das sie jahrzehntelang verfolgen wird. Wilhelmine aus Wien, deren Vater in Italien an der Front ist, macht sich mit ihrer Mutter auf die verzweifelte Suche nach ihm. Als beide ihn schließlich wieder finden, schwer verwundet, steht ein

fremder Mann vor ihnen. In England muß man Bomben auf Städte erleben, auch Kinder sind unter den Opfern. Auch Paris bleibt von den deutschen Zeppelin und Luftschiffen nicht verschont.

Kinder als Soldaten – weltweit zu allen Zeiten eingesetzt, immer dann, wenn Armeen in Bedrängnis geraten, werden Altersgrenzen ignoriert. In England kamen an die 250.000 minderjährige Kinder zum Kriegseinsatz, an die 120.000 Kinder verloren ihr Leben als Soldaten im Ersten Weltkrieg. Auch in Deutschland hält man sich nicht an die geforderten 17 Jahre. Kinder reißen aus, melden sich freiwillig, manche Eltern unterstützen das Vorhaben, der Großteil der Mütter stürzt in tiefe Verzweiflung. Erschütternde Briefe zeigen das unvorstellbare Grauen, die Verzweiflung der viel zu jungen, viel zu kleinen und viel zu schwachen Kinder und Jugendlichen in der Schlacht. Die Kapitel zu den Kindersoldaten und »kleinen Helden« erschüttern besonders. Der Satz »Ich war kein Kind mehr« zieht sich durch fast alle Berichte. Die LeserInnen mögen sich selbst ein Bild davon machen.

Das Kosakenmädchen Marina wird schwer am Bein verwundet. Ihr Bein kann nur durch viel Glück gerettet werden. Das Mädchen Rosa Zenoch aus Galizien hatte weniger Glück: Sie versorgte einen deutschen Soldaten und wurde selbst Opfer einer Granate: Sie verlor ein Bein und wurde zur gefeierten Heldin in Wien. Kaiser Franz Josef sandte ihr zum Dank eine Goldkette mit Diamanten. Die Bevölkerung brachte Obst, Bücher und Blumen, die Medien widmeten ihr Berichte. Auch andere ähnliche Berichte zu Kinderhelden finden sich.

Eine ganze Generation von Kindern wächst durch die Kriegsereignisse vaterlos auf, Viele sehen ihre Väter erst nach Jahren wieder, Manche nie mehr. Die Kinder wachsen mit ihren Müttern auf, die unter großen Mehrbelastungen in einem aus allen Fugen geratenen Alltag den Lebensunterhalt bestreiten müssen. Auch das Schicksal auseinander gerissener Familien ist heute

kaum vorstellbar, ein Kapitel schildert uns einige dieser Szenarien. Die an der Front stehenden Väter schreiben Briefe an ihre Kinder, die einen wollen den Schrecken verbergen indem sie frohe Schilderungen wählen, die anderen versuchen behutsam den Schrecken zu mildern. Gertrude Farr aus North Kensington hat ihren Vater nie bewusst erlebt. Er verweigerte den Dienst, krank, und weil er irgendwann nicht mehr konnte: Er wird von seinen eigenen Leuten erschossen. Das hat dramatische Auswirkungen auf seine Familie, diese erhalten nach sechs Monaten keine Unterstützung mehr und werden obdachlos. Gertrude und ihre Mutter können als Hausangestellte in einem reichen Haushalt unterkommen, jedoch ist auch dies ein Leben voll Angst, ja nichts falsch zu machen und wieder auf der Strasse zu landen. Wenige Jahre später wird auch Gertruds Stiefvater bei einem Gasangriff schwer verletzt und kommt um.

Marina, die Kosakin, muß miterleben wie »Scharen sterbender Kinder« durch die Landschaft streunen. Vom Genozid an den Armeniern in unmittelbarer Nähe kann Marina nichts wissen. Erst ein Jahr später ist sie in Jerewan, wo ihr hungernde armenische Kinder begegnen. Die Autoren erzählen auch von den Erlebnissen eines armenischen Knaben, der mit einer Tante den Genozid überlebte.

Der Krieg hinterlässt Millionen Witwen und Waisen, auch in der Ferne. Die folgenden Kapitel zeigen wie auch weit weg von Europa Kinder in diesem Weltkrieg litten. Eindrucksvoll die Erlebnisse der privilegierten Hilla Lessing. In Australien, das auf Seite Englands kämpfte, herrschte bei Kriegsausbruch zunächst Jubel, doch auch hier weicht sehr rasch die Euphorie. Soldat Jim Martin, der jüngste Soldat, stirbt mit 14 Jahren an Herzversagen. Ein kleines kanadisches Mädchen sendet ihrem Vater einen Teddybären als Beschützer an die Front nach. Er kommt mit wenigen Habseligkeiten des gefallenen Vaters heim. Ein Leben lang wird sich die Tochter Aileen fragen, warum ihr Vater in diesen Krieg mußte. Anais Nin in New York, weit weg vom Kriegsgeschehen, jubelt über Amerikas Kriegseintritt

und träumt weiter von Jeanne d'Arc. Erschütternd die schreckliche Geschichte des schwarzen 17jährigen Herbert Morris aus Jamaika, der standrechtlich erschossen wird, gegen jedes Recht.

Der nächste Schrecken in diesem Inferno ist der Einsatz von Giftgas: Als Gasmasken verteilt werden, ist die Kosakenoldatin Marina Yurlova mittlerweile beim Roten Kreuz eingesetzt. Auch sie wird bei einem Gasangriff getroffen. Sie wird erst in Baku im Krankenhaus wieder erwachen. Die Februarrevolution ist da schon vorbei. In Italien erlebt Giovanni Cossio die zwölfte Isonzoschlacht, die Schlacht von Caporetto. 66.000 italienische Soldaten, dem Giftgas ausgesetzt, sind nicht mehr gewillt zu kämpfen und laufen davon, auch im Hause Cossios versteckt sich ein Soldat.

Gustl Erhardt und Alice Neldner trennen sich, und so wächst ihr Sohn Heinz in Riga bei den Großeltern auf. Im Herbst 1916 aber wird Heinz Erhardt, der später einer der berühmtesten Komiker Deutschlands werden sollte, von seiner Mutter zurück nach Petrograd geholt, mitten in eine sich anbahnende Revolution. Der 13jährige Zar Alexej wird mit seiner Familie in die Verbannung geschickt. Als Marina Yurlova erfährt, daß es keinen Zaren mehr gibt, bricht ihre Kosakenwelt zusammen. Sie verbringt die Zeit der Revolution in einem Moskauer Krankenhaus, wo man sie mit Elektroschocks behandelt. Sie ist regelrecht betäubt und wird sich an diese Zeit nicht mehr erinnern können.

Der Papst richtet dramatische Appelle an die kriegführenden Länder, doch niemand scheint sie zu hören. Elfriede Kuhr glaubt, Gott ist »wahrscheinlich taubstumm geworden«. In Fatima erscheint Gott in Form der Heiligen Maria drei Kindern mit Prophezeiungen, die auch raten, daß Russland sich zu Gott bekennen soll. Doch Russland wird sich nicht bekehren, dort herrschen die Bolschewiken. Manès Sperber freut sich sehr über den Sturz des Zaren. Persönlich geht es der nach Wien geflüchteten Familie schlecht. Der 11jährige

hilft in einer Ausspeise aus und ist täglich mit Kriegsinvaliden konfrontiert. Er hasst den Krieg aus vollem Herzen. Deshalb ist er auch für Lenin und Trotzki, obwohl er deren kommunistische Ideen nicht teilt, aber sie versprechen Frieden.

Vier Jahre tobt der Krieg, Yves Congar erlebt bittere vierte Kriegsweihnachten, wenigstens hat er gelegentlich noch Schokolade als kleinen Luxus zu essen. Elfriede Kuhr hungert zur gleichen Zeit mit ihrem Bruder in Deutschland. Ihre erste unschuldige Liebe Leutnant Waldecker stürzt mit dem Flugzeug ab, die 15jährige Elfriede schreibt an seine Mutter.

Verelendung und Verzweiflung wirken sich auch auf die Moral der Bevölkerung und natürlich der Jugendlichen aus. »Wir waren verroht, fühlten weder Mitleid noch Ehrfurcht«, schreibt Ödön von Horváth. Die Zahl der Selbstmorde und Selbstmordversuche unter Kindern und Jugendlichen nimmt zu. Schattenwirtschaft, Korruption und Schmuggel gewinnen allmählich die Oberhand. Der Hunger zwingt zu Hafterfahrten aufs Land. Viele Kinder müssen auch alleine fahren, und sie müssen oft auch stehlen, um einen Bissen Nahrung zu erhaschen. Josefine aus Marchegg muss nach Kohlestücken zum Heizen suchen und verletzt sich in der scharfen Schlacke die Hände, Sepp aus Wien schreibt seine Hausaufgaben bei wenig Petroleumlicht, das nur zum Kochen abends verwendet wird, spielen muß er im Dunkeln. Alles was man sammeln kann, besonders aus der Natur, wird verwertet. »Ersatz« ist allgegenwärtig, sei es für Nahrung, Stoffe, Heizmaterial, Schuhe etc.

In Sedan verzweifelt Yves »Ich möchte alles aufgeben, mein Tagebuch, alles, einfach nur noch daliegen und schlafen und nicht mehr aufwachen, bis der Krieg vorbei ist.« Wenige Tage später muß er von seinem Vater, der Kriegsgefangener wird, Abschied nehmen. Auch Yves muß zu einem Verhör, weil er das Wort »Boche« verwendet hat, doch lässt man ihn laufen. In Paris, das beschossen wird, wünscht sich Simone de Beauvoir nur mehr Frieden. Elfriede Kuhrs Erlebnisse als 16jährige Säuglings-

schwester im Städtischen Kinderheim lassen sich nicht schildern. Erschütternd die Verzweiflung Eduards, dessen Mutter an der Grippe verstirbt.

In der Nacht zum 17. Juli stirbt Alexej mit seiner Familie einen qualvollen Tod in Jekaterinburg. Marina Yurlova hat mehr Glück, nach kurzem Aufenthalt im Gefängnis wird sie im August 1918 in Kasan befreit. Ein Jahr später wird sie über Wladiwostok nach Japan ausreisen und ihre Heimat nie wieder sehen. Sie landet in den USA und wird Künstlerin. Auch Elfriede Kuhr widmet sich fortan der Kunst, studiert nach dem Krieg klassischen Tanz und Ausdruckstanz.

In Italien feiern im November 1918 Giovanni Cossi und seine Freunde die Befreiung. In Deutschland dankt der Kaiser ab, in Österreich ist die Monarchie zu Ende, das osmanische Reich existiert nicht mehr. Zahlreiche Staaten entstehen, willkürliche Grenzziehungen und Gebietsforderungen säen den Keim für neue Auseinandersetzungen. Der Krieg ist zu Ende, der Frieden noch nicht wirklich in Sicht. Der Waffenstillstand kostet immer noch unzählige sinnlose Opfer, Viele sterben einfach an Hunger.

Der überaus lesenswerte Band schließt mit einem kommentierten Verzeichnis der im Buch vorgestellten Personen und ihren Biographien, einer Zeittafel und einer editorischen Notiz. Die Herausgeber erklären hier noch Genaueres zu den Quellen, deren Qualität und Verwendung und den Schwierigkeiten für eine historisch richtige Bearbeitung und Verwendung. Bild- und Quellennachweise ergänzen die Ausführungen.

«*Kleine Hände im Großen Krieg*» ist ein Buch, das uns aufrütteln muss. Wir, im Frieden geboren und lebend, müssen dankbar sein, für die übermenschlichen Anstrengung dieser Generationen, die sich nach dem Krieg nicht ins eigene Schicksal zurückzogen, sich nicht fallen ließen, sondern aus Schutt und Asche ihrer eigenen Kindheit ein bis heute fried-

liches Europa aufbauten. Wer erahnen möchte, was Krieg Kindern antut, ihrem Erleben, Weiterleben und ihrer und den nachfolgenden Generationen, wird dies in vorliegendem Erzählband finden.

Vielleicht aber verdeutlichte dieses Buch den Blick für gegenwärtiges Leid in heutigen Kriegs- und Krisengebieten weltweit. Auch heute gibt es für die Kriegskinder kaum und nur in raren Ausnahmefällen eine psychologische Betreuung. Die große Mehrheit der Kinder und Jugendlichen wird heute ebenfalls ihrem Schicksal überlassen. Hoffen wir für uns alle, daß sie trotz allem Furchtbarem einen guten Weg in die Zukunft finden.

Das Buch – eine dringende Empfehlung.  
*Gabriele Mauthé*

---

## AutorInnenverzeichnis

**Mag<sup>a</sup> Dr. Susanne Blumesberger**  
Phaidra-Management an  
der Universität Wien  
Universitätsbibliothek  
Universitätsring 1  
1010 Wien

**em. O.HS-Prof. Mag.  
Dr.h.c. Walter Deutsch**  
Österreichisches  
Volksliedwerk  
Operngasse 6  
1010 Wien

**Mag<sup>a</sup> Claudia Feigl**  
Sammlungsbeauftragte  
der Universität Wien  
Bibliotheks- und  
Archivwesen,  
Universitätsbibliothek  
Universitätsring 1  
1010 Wien

**Mag<sup>a</sup> Bettina Kann**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Leiterin Hauptabteilung  
Digitale Bibliothek

**ao. Univ.-Prof.  
Dr. Elisabeth Klecker**  
Institut für Klassische  
Philologie,  
Mittel- und Neulatein  
Universität Wien  
Universitätsring 1  
1010 Wien

**Mag<sup>a</sup> Monika Kiegler-  
Griensteidl**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Sammlung von Hand-  
schriften und alten  
Drucken

**Mag Michael  
Hintersonleitner**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Hauptabteilung Digitale  
Bibliothek

**Mag<sup>a</sup> Daniela Lachs**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Bildarchiv und Grafik-  
sammlung

**Dr. Mag<sup>a</sup> Gabriele Mauthe**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Sammlung von Hand-  
schriften und alten  
Drucken

**Mag<sup>a</sup> Michaela Mayr**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Hauptabteilung Digitale  
Bibliothek

**Dr. Gabriele Pum**  
Österreichische  
Nationalbibliothek  
Leiterin Ausbildungsab-  
teilung

**Dr. Erika Sieder**  
WeXel – Verein zur Erfor-  
schung der Volksmusik  
und der Wiener Künstler  
um 1900 im Wechselge-  
biet, Zweigverein Wien  
Neustift am Alpenwald 20  
2870 Mariensee am  
Wechsel

**Univ.-Doz.  
Dr. Hartmut Walravens**  
Ostasiatisches Seminar –  
Sinologie  
Freie Universität Berlin  
Kaiserswerther Straße 16–18,  
14195 Berlin

---

## Abbildungsverzeichnis

Artikel 1 (Klecker): Abb. 1+2, 5–7, 9: ÖNB, Abb. 3+8: Universitätsbibliothek Wien, Abb.4: Archiv der Universität Wien

Artikel 2 (Kiegler-Griensteidl): Abb.1: ÖNB

Artikel 3 (Feigl): Abb. 1–4, 7–9: Universität Wien, Abb. 5+6: Guido Mocafico

Artikel 4 (Blumesberger): Abb. 1–9: Universität Wien Phaidra (<http://phaidra.univie.ac.at>)

Artikel 5 (Walravens): Abb. 1: Kerncollectie Fotografie, Museum voor Volkenkunde, Leiden, Abb. 2: ÖNB/Bildarchiv

Artikel 6 (Lachs): Abb.1: Archiv der Universität Wien, Abb. 2–5: ÖNB/Bildarchiv

Artikel 8 (Brodli) Abb. 1–4: Erika Sieder und Walter Deutsch (Hrsg.), *Corpus musicae popularis Austriacae*: Gesamtausgabe der Volksmusik in Österreich in repräsentativer Auswahl.

Bildteil: Abb. 1–15: ÖNB/Bildarchiv